



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.10



Bücher-Sammlung von



Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge
 sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde
 Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten,
 wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des
 Wissens“ in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++



Infantina.

(Dr. Theinhardt's
 lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung
 der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärzte-
 familien, Säuglingsmilkküchen, Krankenhäusern ufw. seit über
 23 Jahren ständig im Gebrauch.

==== Preis der $\frac{1}{4}$ Büchse M. 1.90. ====

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der
 Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene
 und in den Verkaufsstellen **gratis** erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter
gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernäh-
 rung ihres Lieblinges enthält.



Hygiama.

Altbewährtes Stärkungsmittel.
 Wohlchmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abend-**
getränk für Gesunde und Kranke jeden Alters. Von ersten
 Ärzten seit über 23 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Kranken-
 kost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

==== Preis der $\frac{1}{4}$ Büchse M. 2.50. ====

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche
 nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz
 besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H.
 Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und in Apotheken und Drogerien **gratis**
 erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“

und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung“.

== **Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.** ==



Jeder spielt sofort Klavier

Mit der Tastschrift, jenem tausendfach anerkannten Notensystem, kann jeder, ob alt oder jung, ob von leichter oder etwas schwerer Auffassung, in kürzester Zeit flott und fehlerfrei Klavier spielen. Vorherige Notenkenntnisse sind nicht erforderlich, denn die Tastschrift ist eine Notenschrift, welche sich eng an das alte System anschließt, nur daß es eben kinderleicht zu erlernen ist. Nach den übereinstimmenden Urteilen solcher, die das Klavierspiel nach der alten Notenschrift erlernt haben, kann man mit der Tastschrift in wenigen Wochen das erreichen, wozu man früher Jahre benötigte. So schreibt z. B. Herr M. K. aus Blumendorf:

„Ihr System ist verblüffend einfach; ich habe bereits 2 Jahre nach der alten Notenschrift gelernt, ohne aber vorwärts zu kommen. Nach Ihrer Tastschrift ist es eine Freude zu lernen. Mit ihr habe ich in kurzer Zeit etwas erreicht.“

Die Tastschrift ist eine ernst zu nehmende Methode, die auch von Berufsmusikern allgemein geschätzt wird.

Das komplette Werk, das neben allen zur Erlernung notwendigen Einzelheiten auch noch etwa 20 vollständige Musikstücke, wie Vieder, Märche, Tänze usw. enthält, kostet 5 M. und kann gegen vorherige Einfindung des Betrages oder Nachnahme von dem Musik-Verlag Saphonie, Friedenau 11 bei Berlin, bezogen werden. An Interessenten, die es für erforderlich halten, sendet der Verlag gegen Einfindung von 40 Pf. in Briefmarken Aufklärung und einige Probeblätter der Tastschrift.

Eine rationelle Körperpflege



bedingt
Gesundheit
und langes Le-
ben, erhält die
Energie und Spann-
kraft, die Haupt-
faktoren für das heutige
wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich $\frac{1}{4}$ Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage $\frac{1}{4}$ Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
□ wo obige Plakate ausliegen. □

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.



Eine bisher von dem
Laien arg vernach-
lässigte Wissenschaft
ist das

Mikroskopieren.

Und doch gibt es kaum
ein Gebiet, das weni-
ger Vorkenntnisse er-
fordert, das mit weni-
ger Hilfsmitteln aus-
kommt. Erforderlich
ist lediglich ein gutes

Mikroskop.

Unter Angabe der
Nr. 4 M erhalten Sie:

1 Mikroskop

In solider Ausführung in poliertem
Holzkasten mit 3 Objektivlinsen mit
40, 60, 90 mal Vergrößerung mit Pinzette, Präparat u. Objektivträgern
sowie mit ausführl. Lehrbuch für M. 10.— franko innerh. Deutschlands.

Einfache Schülermikroskope M. 1.50, 3.50, 5.—, 7.50.

Achromatische Mikroskope 50, 100, 200 mal Vergr. M. 31.—,

do. mit Zahn und Trieb M. 36.—

Achromat. Mikroskopstativ zum Umlegen mit Zahn und Trieb
140, 270, 450 mal Vergr. M. 45.—



Sarans Feldstecher

unentbehrlich für jeden
Jäger, jeden Touristen.

Diana 4	3 1/2 mal Vergr.	Gesichtsf. 120 Met.	(Jagd)	M. 10.—
Lux 4	3 3/4 " "	120 " "	(Jagd, Theater)	" 15.—
Armeeglas 4	4 " "	150 " "	(Reise, Sport)	" 17.50
Universal 4	4 1/2 " "	100 " "	(Reise, Theater)	" 25.—
Herkules 4	4 " "	110 " "	(Jagd, Theater)	" 30.—
Effess I. 4	6 " "	70 " "	(Reise, Sport)	" 35.—
Effess II. 4	8 " "	55 " "	(Reise, Sport)	" 40.—

Sarans Prismenglas Lux II 6 mal erw. Objektivabst. M. 95.—

Sarans Prismenglas Lux II 8 " " M. 105.—

Sarans Prismenglas Lux I 6 " M. 65.—, 8 mal M. 70.—, 10 mal M. 75.—

Illustrierte Preisliste 4 P gratis.

**Fritz Saran, Optische Industrie, Berlin W. 57, Potsdamer-
strasse 66.**

Halberstadt • Rathenow • Wien, Mariahilferstrasse 8.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Novелlette „Der Ruf des Kindes“ von Else Krafft.
(S. 18)

Originalzeichnung von J. Mutarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

◆

Jahrgang 1913 ♦ Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart



Inhalts - Verzeichnis.



	Seite
Der Ruf des Kindes.	
Novellette von Else Krafft. Mit Bildern von J. Mu- tarovsky	5
Die Apachen.	
Ein Pariser Roman von Fritz Levon (Fortsetzung) .	20
Die Zukunft Marokkos.	
Von E. E. Weber. Mit 8 Bildern	75
Sousfous erste Liebe.	
Eine Geschichte aus der Sommerfrische. Von Karen Fugerdit	87
Das Spiegelbild in der Photographie.	
Von Reinhold Ortmann. Mit 11 Bildern	138
Miss Violet.	
Novelle von Luise v. Rohrscheidt	155
Französische Soldaten.	
Von Alex. Cormans. Mit 13 Bildern	198
Mannigfaltiges:	
Das Unterrockbanner	215
Die gefährlichsten Schiffe	217
Heldenmut bei Operationen	220
Die älteste Tabakspfeife Deutschlands	221
Mit Bild.	
Der Postfchein des Grenadiers	222
Zur Ästhetik des Blumentopfes	223
Unterseeschlitten für schlauchlose Tauchapparate . .	225
Mit 2 Bildern.	

	Seite
Eine Herzogin, die mit der Nähmaschine gemacht wurde	229
Ein japanischer Winkeltied	230
Unterhaltungskosten eines großen Hotels	230
Die goldenen Hemdknöpfe des Herzogs von Argyll	232
Vom Wunderreich des Mikrostops	232
Mit Bild.	
Vom Ziegenmelker	234
Die vier Nationen	235
Das Nachtwandeln der Monbsüchtigen	236
Gesellschaftsspiele der Kaiserin Eugenie	238
Der Weg im Wege	239
Eine amtliche Korrespondenz	240





Der Ruf des Kindes.

Novellette von Else Krafft.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

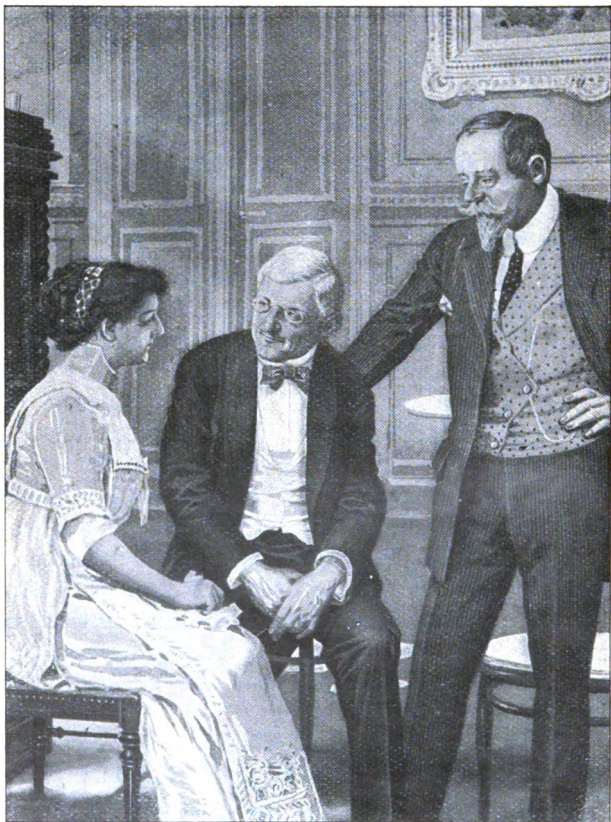
Sie hatte nicht von den Kindern gehen wollen. Alle Schmerzen trug sie heimlich, und wenn der Husten kam, preßte sie das Taschentuch vor den Mund, damit man ihn nicht im Hause höre.

Aber es half alles nichts. Ihre Kräfte schwanden, ihre Nerven versagten, im Haushalt ging alles drunter und drüber.

Ihr Mann, der zuerst ungehalten war über ihren Zustand, holte schließlich den Arzt und klagte dem sein Leid. „Da denkt man nun, eine gesunde Frau geheiratet zu haben, Herr Doktor, und nun sehen Sie sich mal die Jammergestalt an. Nach dem vierten Kind ist sie überhaupt noch nicht wieder recht hochgekommen. Bei uns zu Hause waren's acht, und meine Mutter lief herum wie ein Wiesel!“

Der Arzt nahm die Hand der jungen Frau und blickte aufmerksam in das feine und schmale Gesicht. „Ausspannen, gnädige Frau, vier bis sechs Wochen an die See gehen, und nur an sich selber denken! Der Storch ist zu schnell hintereinander zu Ihnen ins Haus geflogen. Und Sie nehmen Ihre Mutterpflichten viel zu schwer, das wissen wir ja. Lassen Sie doch die kleine Bande brüllen, das ist gesund und heilsam. Es genügt

vollständig, wenn Sie die Tagesstunden Ihren Kindern opfern, die Nacht ist zum Schlafen da.“



„Siehst du!“ stimmte der robuste Hausherr eifrig ein. — „Das hab’ ich ihr schon lange gesagt, Herr Doktor. Aber sie hört ja nicht, fährt sofort im Bett hoch, wenn eines der Kinder sich nur herumdreht. Nun

muß ich natürlich darunter leiden. Nichts klappt mehr im Hause, wenn die Frau alle Augenblicke auf der Nase liegt. Schrecklich ist's!"

„Haben Sie denn niemand, der herkommen könnte, wenn Ihre Frau für ein paar Wochen zur Erholung fort ist? Es täte ihr bitter not!"

„Gewiß, Herr Doktor — das wär's wenigste. Meine Schwester kann sofort kommen. — Ach, red doch nicht, Frau! Die Marie ist mindestens so tüchtig wie du und tausendmal energischer. Ich schreib' ihr noch heute!"

„Na gewiß, es wird schon gehen!" tröstete der Arzt, als er das verzweifelte Gesicht der jungen Frau sah. Bei sich aber dachte er: „Arme Seele, da spricht sicher noch mehr mit wie das körperliche Leid allein!"

Und er setzte es schließlich durch, daß sie es einsah, in ein Bad zur Erholung reisen zu müssen.

Ihr war schließlich alles gleich. Immer müde und schwach war sie. „Nur einmal ausschlafen können!" dachte sie in stummer Sehnsucht. „Ein einziges Mal nur!"

Wie oft sie ihre vier Kinder geküßt, wie oft sie das Kleinste ans Herz gepreßt, sie wußte es kaum noch. Stumm und abgehebt fuhr sie zur Bahn, immer in Gedanken überlegend, ob sie der Schwägerin, die so resolut und laut ihre Pflichten übernommen hatte, auch alles gesagt hatte, was zur Pflege der Kinder gehörte. Das junge Dienstmädchen war ja noch so sehr unerfahren, auf das konnte man sich unmöglich verlassen.

Karl hatte sie zur Bahn gebracht. Selbst die beiden Großen durften nicht mit. Der Vater wollte das nicht. So ein Abschied für so kurze Zeit sei doch nicht der Rede wert, meinte er. Beinahe vergnügt war er in dieser letzten Stunde des Beisammenseins, die ihm die Frau entführte.

Sein lautes, bröhnendes Lachen klang Frau Lisbeth noch schmerzhaft in den Ohren nach, als sie nun in die Fremde hinausfuhr.

Da kamen auch die Tränen schon wieder.

Daß er lachen konnte, wo er doch wußte, wie schwer ihr diese Reise wurde! Daß er beinahe wie erlöst die breiten Schultern hob, als er sie zum letzten Male geküßt, sie in den Wagen hineingeschoben hatte!

„Daß du mir aber ganz gesund wirst, wo's so viel Geld kostet!“ hatte er dabei brutal gesagt.

Nein, von ihm wurde ihr der Abschied wahrhaftig nicht schwer. Wie ein ganz kleines, befreites Aufatmen war das ja auch in ihr gewesen, als sie sein rotes Gesicht nicht mehr sah und sein lautes Lachen nicht mehr hörte.

Aber die Kinder, die vier kleinen Kinder — — —

„Aber weinen Sie doch nicht so,“ sagte da plötzlich eine Stimme. Und die Hand der schlanken, sehr modern gekleideten Dame, die ihr gegenüber in der Ecke des Abteils saß, zog ihr die Finger direkt von den nassen Augen fort. „Wollen Sie auch zur Erholung an die See?“

„Ja,“ flüsterte Frau Lisbeth.

„Das ist doch kein Grund zum Traurigsein, wenn man eine so schöne Zeit vor sich hat!“ meinte die Fremde wieder. „Kennen Sie das Meer schon? — Nein? — Oh, da werden Sie aber Augen machen! Stundenlang kann man am Strand liegen und in die blauen Wellen hincinträumen, dem Rauschen zuhören, in Sonne, Luft und Wasser baden. Sie sollen mal sehen, wie bald Sie da gesund werden!“

Die Blicke der Frau streiften neugierig das müde Gesicht unter dem dunkelbraunen Haar.

„Ich habe aber Kinder daheim zurückgelassen,“ sagte Frau Lisbeth noch einmal aufschluchzend. „Vier Kinder, von denen das jüngste kaum ein Jahr ist!“

Die andere lachte. „Seien Sie doch froh, die kleinen Quälgeister für eine Zeit los zu sein! Ich habe auch



Kinder, und sie sind mir gewiß lieb und wert. Aber mich zur Sklavin machen, ihretwegen selbst krank werden — nein, so viel Opfer darf man ihnen doch nicht bringen, das vergelten sie ja doch nie im Leben. Und

dann — die Väter dieser Kinder darf man auch nicht verwöhnen!“

Die junge Frau trocknete langsam ihre Tränen. Ob die Fremde recht hatte? Wie ein kleiner Trost war das plötzlich in ihr, zu wissen, daß es noch mehr Mütter gab, die ihre Kinder allein ließen, um ihre Erholungsreise zu machen.

Sie lehnte sich fest in ihre Ecke zurück, und es fiel ihr ein, daß sie seit vielen, vielen Wochen nicht so still und bequem gegessen hatte. Wie wohl das tat!

Die Fremde plauderte weiter, verriet, daß sie dasselbe Ziel hatte wie Frau Lisbeth, und schilderte das Kurleben des kleinen Ostseehafes in sehr anschaulicher und amüsanten Weise.

„Das willst du ja alles gar nicht,“ dachte Frau Lisbeth müde. „Konzerte, Bälle, Segelfahrten, gemeinsame Waldausflüge — — nein, das brauchst du doch nicht zum Gesundwerden! Nur schlafen, ruhen, ausschlafen können, von niemand geweckt und hochgetrieben!“

Zwischendurch aber übertam sie doch immer wieder das große Angstgefühl. „Das kannst du ja gar nicht, schlafen, wenn du die Kinder nicht um dich hast und nicht weißt, ob sie gesund und gut versorgt sind!“

Aber die Angst verschwand mit dem leichten Geplauder der Fremden immer mehr. Die wohltuende und ungewohnte Ruhe, in der sie während der Fahrt stundenlang auf einem Fleck sitzen bleiben konnte, tat ihren erschlafften Nerven gut.

Als sie am Ziel ihrer Reise angelangt war, überließ sie sich willig der Führung ihrer Fahrtgenossin, die sich ihr als Frau Apotheker Hermann vorgestellt hatte, und mietete in derselben Pension ein Zimmer wie diese.

— — — — —

Und nun begann eine seltsame und wunderschöne Zeit.

Frau Lisbeth hätte es nicht für möglich gehalten, daß sie ihre Sehnsucht nach den Kindern so schnell überwinden lernte. In wunschloser, süßer Müdigkeit konnte sie stundenlang am Strande liegen und über die weiten Wasser schauen. In den ersten Tagen verlangte sie weiter nichts als dieses köstliche und gedankenlose Ausruhen, das in ihr Leben gekommen war.

Die zufriedenen Briefe ihres Mannes und der Schwägerin trugen viel dazu bei, diese Ruhe in ihr zu verstärken, und wenn sie in der ersten Zeit einen großen Schmerz empfunden, als die Frau Apotheker meinte: „Sehen Sie, man braucht uns zu Hause gar nicht, es geht auch so alles seinen Gang weiter“ — da verlor sich der auch schließlich mit all dem Neuen und Wunderbaren, das jetzt ihre Tage ausfüllte.

Sie hatte das ja gar nicht gewußt, daß es so viele Schönheit, Eleganz und Freude auf der Welt gab. Sie war bisher schon glücklich über das Gedeihen ihrer Kinder gewesen, über ein neues Kleid, ein Geschenk von Verwandten und Freunden, mit dem sie ihr kleines Heim schmücken konnte. Ihr Mann, der bedeutend älter war wie sie, hatte sie nicht verwöhnt, sie war ihm eine pflichttreue und gehorsame Frau, wie er es von ihr verlangte. Außerdem ging er seine eigenen Wege, über die sie nicht zu bestimmen hatte, und die ihn immer weiter von ihrem Herzen fortführten. Seine kurzen, zufriedenen Briefe sagten es ihr ja nur zu deutlich, daß sie ihm durchaus nicht fehlte. —

Die neue Freundin brachte ihr allerlei Menschen an den gemeinsamen Strandkorb, die sehr nett zu ihr waren, Damen und Herren, die nur ans Lachen und Fröhlichsein dachten.

Der allen gefiel ihr einer, ein junger Maler mit hellen Augen unter dem hellen Haar, das gelockt in die hohe, schöne Stirn fiel.

Nicht neben ihrer Sandburg, in der sich's so gut und bequem ausruhte, lag ein Fischerboot am Strand, auf dem der Maler das Meer skizzierte, den nahen Leuchtturm an der waldbeträngten Küste und die Sonne, wenn sie rotglühend im Wasser versank. Und einmal hatte er sogar Frau Lisbeth im weißen Kleide mitten auf sein Bild gesetzt, und seine Blicke waren bei der Arbeit stundenlang über sie hinweggeglitten. Alles fand er schön an ihr, das Haar, die Augen, den Mund und die feine, schlante Gestalt.

Sie hatte nie gewußt, daß sie so schön war wie auf dem Bilde.

Früher, als Mädchen, hatte sie wohl gern in den Spiegel gesehen und sich geschmückt, wenn die Freundinnen zu ihr sagten: „Wenn man doch auch so hübsch wäre wie du!“ In ihrer Ehe aber hatte sie nie Zeit gehabt, an ihren eigenen Menschen zu denken. Beinahe vergessen hatte sie in ihren vielen Pflichten, daß außer Mann und Kindern noch vieles andere da draußen in der Welt auf sie wartete.

Sie hatte jetzt Muße genug, über dieses alles nachzudenken. Beinahe wie als Mädchen fühlte sie sich wieder, jung und erwartungsvoll jedem Morgen entgegenblickend, als müsse er das große Glück bringen, das in heimlicher Sehnsucht durch ihre Jugendträume gegangen war.

Die Frau Apotheker sprach viel von Liebe zu ihr, von jener Liebe zwischen Mann und Weib, die Berge versetzt und Seligkeiten wachruft, um die man Not und Tod freudig ertragen lernt.

Frau Lisbeth saß dann mit großen, staunenden Augen da und vermochte kein Wort darauf zu erwidern.

Des Nachts aber lag sie oft schlaflos in ihrer kleinen Stube, hörte das nahe Rauschen der See, wußte aber nicht, ob es nur die Wasser waren oder auch das Blut in ihrem eigenen Körper. Und ihre Gedanken, die sonst immer einen weiten Weg gewandert waren, flatterten nur scheu am nahen Strande umher und suchten das Boot, auf dem ein blonder Mann saß und mit lachenden Lippen sagte: „Wie sind Sie schön, gnädige Frau, so schön und lieblich, wie man sich als Mann und Künstler nur die Herrlichste von allen vorstellt!“

Dazu kam der Troß, kam es wie bittere Auflehnung gegen den Mann, dem sie bisher im blinden Gehorsam gefolgt war. War das wirklich Liebe gewesen, was sie zu ihm geführt? Oder hatte sie auch da nur als gehorsames Kind ihrer Eltern zugesagt, als Vater und Mutter ihr von dem großen Glück sprachen, das sie machen sollte? Ein Staatsbeamter, so eine prachtvolle Partie, eine sichere Gewähr für die Zukunft, und so ein dummes, armes Mädel, die als Älteste von sechs Geschwistern froh sein müsse, überhaupt einen Mann zu bekommen —

— — — — —

Gestern war Frau Lisbeth zum ersten Male mit den anderen zum Ball im Kurhaus gewesen und hatte getanzt — getanzt, als sei sie noch achtzehnjährig. Und die Herren hatten sich um die junge Frau gedrängt, die mit so weltfremden Augen in das glänzende Treiben hineinblickte und in ihrem schlichten, weißen Kleide lieblicher denn je ausah.

In der Nacht, als sie heiß und verwirrt neben den anderen heimschritt, hatte sie plötzlich leicht und schüßend einen Arm in dem ihren gefühlt.

„Sie gestatten, gnädige Frau. Es ist so dunkel, der Weg so schlecht —“

Und sie hatte dem Manne nicht widerstrebt, der sie sicher und gut durch die schmalen Gassen führte.

Vor und hinter ihr tönte Lachen und Scherzen, jede Dame hatte ihren Herrn zur Seite, mit dem sie am meisten getanzt.

Sie selbst aber wußte nichts zu sagen. Wie eine ganz, ganz andere schritt sie neben dem Maler her. War sie plötzlich verwandelt und gar nicht mehr die kleine, schwache Frau und Mutter, die nichts kannte und wollte, als die Körper und Herzen der Kinder hegen und pflegen, dem Manne das Essen kochen, das Zeug flicken, seiner Willkür preisgegeben, den eigenen Willen untergrabend?

Nein — vielleicht war sie das gar nicht! Die kleine, dumme Frau saß daheim in den engen drei Stuben der Großstadt, sie aber war frei und fessellos, jung und voller Sehnsucht! — —

An demselben Abend noch kam die Freundin zu ihr in das Zimmer. Leise lachend setzte sie sich auf den Bettrand neben die erhitzte junge Frau und strich ihr die dunklen Locken aus der Stirn.

„Wie Sie heute wieder aussehen — entzückend, Liebste! Na, mir können Sie's doch ruhig erzählen, ich bin doch auch nicht so! Hat — hat er irgendwas gesagt?“

„Wer?“ fragte Frau Lisbeth erschrocken.

Da lachte die andere noch mehr. „Man könnte Sie um Ihre köstliche Naivität beneiden! Den Maler meine ich natürlich. Denn daß Sie beide regelrecht ineinander verschossen sind, merkt doch ein Kind!“

Die junge Frau begann plötzlich zu zittern. Was war denn das? Woran rührte diese Frau? Hatte sie selbst an so unfassliche Dinge gedacht? War sie denn verzaubert, daß sie nicht einmal widersprechen konnte?

Mühsam suchte sie nach Worten. „Ich bitte Sie — nein, Sie dürfen so etwas nicht sagen!“



„Warum denn nicht? Das ist doch keine Sünde, ein kleiner, harmloser Flirt hier! Glauben Sie denn, daß unsere Männer daheim als Tugendhelden unserer Rückkehr harren, keine Frau ansehen? Seien Sie doch nicht

so schrecklich spiegbürgerlich, kleine Frau! Ich weiß doch, wie es mit Ihnen steht, sehe doch, wie Sie hier aufblühen — — ach, sträuben Sie sich doch nicht vor der Erkenntnis, daß wir Frauen die gleichen Rechte besitzen wie unsere Männer! Wie du mir, so ich dir! Beherzigen Sie das doch! Sie haben mir ja oft genug erzählt, daß Ihr Mann selbst so kleine Liebeleien hat, wenn Sie da sind, daß er —“

Sie schwieg mitten im Satz, denn Frau Lisbeth hatte leidenschaftlich die Arme gegen die sie umschlingenden gestemmt.

„Lassen Sie mich! Bitte, gehen Sie, ich will daran nicht denken — ich kann das nicht hören! Das ist längst vorbei, daß ich mich darüber aufgeregt habe. Mir war alles gleich, was er tat, nur Ruhe wollte ich haben, nur immer müde war ich —“

„Und nun?“ fragte die Besucherin, indem sie sich gähmend erhob.

„Nun?“

Frau Lisbeth starrte einen Augenblick in das triumphierende Frauenantlitz, dann barg sie aufschluchzend den Kopf in die Kissen.

„Ich wünschte, ich brauchte ihn gar nicht wiederzusehen,“ sagte sie haltlos und verzweifelt.

Da ging die neue Freundin befriedigt aus dem Zimmer. Wieder eine Seele mehr, die sie aus unwürdiger Knechtschaft wachgerüttelt!

Am nächsten Tage sah man Frau Lisbeth den ganzen Tag nicht am Strande.

Erst als die Sonne hinabgesunken war, der Wind brausend das Meer peitschte, schlich sie zu dem leeren Strandkorb hinunter und blickte in die Nacht hinaus. Sie fror, obwohl sie einen Mantel trug und um den

Kopf den hellen Seidenschal gelegt hatte, von dem der Maler gesagt, daß er aus Indien stamme, und daß sie ihn zum Geschenk von ihm nehmen müsse, wenn sie nur ein ganz klein wenig an seine treue Freundschaft glaube.

Sie träumte — — ganz gewiß, sie träumte dieses wunderliche Leben nur. Und wenn sie aufwachte, würde Karl vor ihr stehen, sie mit seinen starken Händen rütteln, daß kein winzig Teilchen ihres schwülen Traumes übrig blieb. Und kleine Betten würden umherstehen, in dem die Kinder weinten, und — — —

Sie dachte nicht weiter, denn neben ihr hatte eben jemand „Guten Abend“ gesagt.

Sie rückte unwillkürlich noch mehr in die Ecke ihres Strandkorbs hinein.

Er schien das für eine stumme Aufforderung anzusehen, Platz zu nehmen, denn er ließ sich neben ihr nieder und blickte unverwandt in das weißleuchtende Gesicht, in dem er weder Mund noch Augen deutlich erkennen konnte.

„Ich habe Sie schon den ganzen Tag sehnsüchtig gesucht, gnädige Frau.“

Sie antwortete nicht. „Ach, sträuben Sie sich doch nicht vor der Erkenntnis, daß wir Frauen die gleichen Rechte besitzen wie unsere Männer!“ vermeinte sie die raunende Stimme der Freundin wieder zu hören.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er weich.

Sie träumte doch wohl. Denn sie saß willenlos, unfähig, auch nur den Arm zu heben. Eine süße, nie vorher gekannte Schwäche lähmte sie, und sie konnte sich eigentlich nichts Schöneres denken, als so still und selig auf ein Glück zu warten, das sie bisher nur geahnt —

Neben ihr erhob sich ein Arm und legte sich um ihre Schulter.

Sie rührte sich nicht.

Da beugte sich der Kopf des Mannes über sie, daß sie seinen Atem spürte.

Sie fuhr zurück. Jrgendwo, vom Wind zum Strand getragen, war ein Rufen zu ihr gedrungen, ein Kinder-rufen, kurz und hell widerhallend.

„Mutti — Mutti!“

Verstört sprang sie auf, strich mit der Hand über Mund und Augen und lauschte.

Es war aber nichts mehr zu hören — nur der Wind und das Rollen der See zu ihren Füßen, die jetzt vom Monde hell beschienen war.

„Aber gnädige Frau!“ rief der Maler erschrocken ob ihrer Heftigkeit, mit der sie ihn zurückgestoßen.

Sie rang nach Atem. „Haben Sie — das eben — gehört?“*)

„Was denn?“

„Mutti!“ rief es eben wieder ganz laut und deutlich.

Er lachte gezwungen. „Und darüber regen Sie sich so auf? Aber meine liebe, geliebte Freundin, den Ruf hört man doch hier von früh bis spät am Strande. Wo man hintritt, spielt doch so ein Kleines im Sand und —“

Frau Lisbeth schüttelte heftig den Kopf. „Nein, so hab' ich's bisher noch nicht gehört. Meine Kinder waren das, meine kleinen, fernen Kinder! Eine Minute später hätte ich es vielleicht nicht mehr gehört, nie mehr! — — Aber jetzt, gehen Sie, ich bin schon wieder ganz ruhig. — So gehen Sie doch!“

Er gehorchte bestürzt und war bald hinter den Strandkörben verschwunden.

Sie blieb allein zurück. Ein Weilschen stand sie noch

*) Siehe das Titelbild.

regungslos, immer daselbe erwartungsvolle Lauschen im Herzen.

„Mutti!“

Sie hatte es wieder ganz deutlich gehört.

Ja, sie würde kommen! Morgen schon! Sie war ja wieder kräftig und gesund.

Nein — eine Frau, eine Mutter besaß doch wohl nicht die gleichen Rechte wie ein Mann. Die Frau, die ihres Mutternamens wert sein will, muß vor den Augen ihrer Kinder rein dastehen und sündlos, und mag ihr Herz noch so viele Dornenwege kennen. Ein Straucheln — und sie wäre ihren Kindern verloren für alle Zeit, hätte die jungen Seelen nicht mehr führen dürfen, die zarten Körper nicht mehr festhalten im Sturme des Lebens.

„Mutti!“

Das Wort war wie ein Fels im Meer, es rief sie heim zu Pflicht und Treue.





Die Apachen.

Ein Pariser Roman von Fris Levon.

(Fortsetzung.)

†

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Montmartrefriedhof am Marmorsarkophag Theophile Gautiers sangen die Vögel. In ihrem Gezwitscher lag schon der leise Anlaut einer Wandersehnsucht, denn wenn auch die Luft noch vom Sonnenschein erfüllt war, so schwebten doch schon die Spinngewebe des Altweibersommers von Baum zu Baum, und über das satte Grün der Blätter lief der erste rötliche Hauch.

Räthe saß oft und gerne an diesem Platz.

Es war der erste Ruhepunkt, den sie bei ihrer Ankunft in Paris getroffen hatte, und er war ihr schon aus diesem Grunde lieb geworden, aber auch das kleine, wehmütige Gedicht von der gestorbenen Liebe ging ihr häufig durch den Sinn, und sie wiederholte es oft in jener schlichten Übersetzung, die Egbert ihr einst unter zärtlichen Küssen gegeben hatte.

Diese Liebe war tot, und sie lag unter der Erde wie die Schläfer des Montmartrefriedhofs, aber an ihrer Stelle war eine große und mächtige Leidenschaft aufgewachsen, die das Herz des Mädchens zerrwühlte. Von Tag zu Tag verspürte sie mehr das heiße gallische Blut in ihren Adern, und wenn ihr Auge von dem hochgelegenen Standpunkt auf die Seinestadt niederblickte, dann fühlte sie, daß nirgend anderswo ihre Heimat und nur an dieser Stätte ihr Grab sein könnte.

Denn dieses gewaltige, schimmernde Häusermeer war anziehend und geheimnisvoll und grauenhaft zugleich. Anziehend in seinem Glanz, wenn die Sonne darauf niederstrahlte oder ein Meer von Licht aus seinen Straßen emporflamnte — geheimnisvoll in der Erkenntnis, daß die Genossenschaft von drei Millionen Menschen das Individuum vernichtete und sein Schicksal in der Masse auflöste — grauenvoll in dem Gedanken, daß alle Laster und Verbrechen der Erde sich hier versammelten, wie die kranken Säfte des Körpers in einem Geschwür ihren Ausgang suchen.

Räthe wußte jetzt schon mehr von dem letzteren als früher. Sie wußte, daß abends ihre Hand den Feinden der Gesellschaft den Trunk kredenzte, daß das „Kaninchen“ bei der Polizei einen schlimmen Ruf genoß, daß die Stunde kommen konnte, da sich auch an dieser Stelle einer jener Kämpfe entwickelte, die den Zeitungen das tägliche Brot brachten, die von dem satten und sicheren Leser bei der Morgenschokolade verschlungen werden, ohne die unsere nervenschwache Zeit nicht mehr leben kann, weil sie Peitsche sind und Stachel und Elixir.

Ohne Jean wäre Räthe längst davongelaufen. Barfuß hätte sie sich von Paris bis Jena zurückgebettelt, jene langen grauen Landstraßen entlang, die mit ihren schrecklichen Pappeln in Räthes Erinnerung standen. Aber an diesem Manne, an seinem Worte und seinen Versprechungen hing ihre ganze Seele, wie sie in ihrer Mädchenliebe an seinem Halse gehangen hatte.

Er mußte kommen und sie erlösen aus dieser Hölle, denn die wilden Augen der Gäste des „Kaninchen“ begannen sie schon zu verschlingen; es konnte nicht mehr lange währen, dann führte sie den Namen einer Apachenbraut.

Täglich harrete das Mädchen auf die Rückkehr des Geliebten. Es war ja eine lange Fahrt nach dem Thüringer Land, und man durfte dabei nicht mit einem einzelnen Tage rechnen; aber Jean hatte sich doch nur die Einwilligung des Vaters holen wollen. Welcher Bräutigam zögert denn länger, wenn ihm die sehn-süchtigen Lippen seines Mädchens entgegenglühen!

Zulezt wurde dieser Zustand fast unerträglich. Es kamen auch noch andere Dinge hinzu, die mit ihrem geheimnisvollen und schleichenden Gang Argwohn erregten. Jules Renard hatte plötzlich sein Logis abgegeben und war in unbekannte Fernen verschwunden. Als Rätthe deswegen bei ihrer Tante anfragte, erhielt sie nur ein mürrisches Achselzucken zur Antwort, und als sie endlich Jeans Wohnung wissen wollte, da entgegnete sie: „Ich weiß sie selber nicht. Laß den Kerl doch laufen — es gibt bessere, denen du dein Herz schenken kannst.“ —

Dann kam ein Brief aus Jena.

Wunderlich war der alte Tonndorf immer gewesen, denn das ewige Grübeln über seinen Scharfsten machte ihn hinterfönnig; aber dieses Schreiben übertraf alles, was ein Mensch an Unklarheit und Zweideutigkeit leisten kann.

Jean Lecocq sei dagewesen und habe um Rätthes Hand angehalten. Er habe einen sehr günstigen Eindruck gemacht; er scheine ein tüchtiger und intelligenter Mann zu sein. Aber man wisse doch so gar nichts über ihn und seine Vergangenheit, man kenne nicht die Kreise, in denen er verkehre, und nach seiner sehr rasch erfolgten Abreise habe sich ein Verdacht herausgestellt, der zur größten Vorsicht mahne.

„Prüfe nicht Dein Herz, sondern Deinen Verstand,“ schrieb der Alte. „Ich habe lange Jahre in Paris ge-

lebt und weiß aus Erfahrung, daß an keinem Platz der Welt das Verbrechen und das Laster unter einer schöneren Hülle einhergehen; Tugend und Verworfenheit können niemals in derselben Brust beisammen wohnen, aber sie wohnen in Paris zum mindesten Wand an Wand. Forсьhe nach, ob der Mann, dem Du Dich zu eigen geben willst, eine makellose Vergangenheit hat, sieh seinen Freunden in das Auge, ob es rein ist, und vergiß niemals, daß die Blindheit der Liebe am besten durch ein sorgendes Vaterauge ersetzt wird.“

Es war ein unfreundlicher Tag, an dem diese Zeilen eintrafen — ein Tag, der den herannahenden Herbst ahnen ließ. Aber obwohl der Regen drohte und ein häßlicher Wind den Straßenunrat aufwirbelte, rüstete Räthe sich doch zum Ausgehen und sagte zu ihrer Tante, daß sie eine unaufschiebbare Besorgung vorhabe, die vielleicht mehrere Stunden in Anspruch nehmen werde. Ihr Gesicht war so blaß, daß Madame Vernot stutzte und das Mädchen mißtrauisch betrachtete; aber dann erfolgte eine gleichgültige Antwort und die Mahnung, bis zum Einbruch der Dunkelheit zurückzukehren.

„Paris wird immer unsicherer. Heutzutage ist jeder dritte Kerl ein Spitzhube.“

Das waren die letzten Worte, die Räthe von der Schwester ihrer Mutter hörte, und sie klangen ihr in den Ohren nach, als der Montmartre schon längst außer Sicht war und das gewaltige Treiben der großen Boulevards sie umrauschte.

Mit einem Fiaker fuhr sie auf die Polizeipräfektur. Sie passierte den Louvre und entsann sich jenes Tages, da Jean neben ihr die göttliche Schönheit der Venus von Milo bewunderte. Sie kam über den Pont des Arts, und es fiel ihr ein, daß irgend ein deutscher Dichter eine rührende Novelle geschrieben hatte, die

von einer Bettlerin handelte. Aber es waren unklare, flüchtige Gedanken, die wie Schatten vorüberhuschten, die jenen Wolken glichen, deren Fäden am Himmel entlang jagten.

Erst als das Portal des Polizeigebäudes sich vor ihr aufthat, klärte sich das Denken in ihrem Kopf, und sie zögerte einige Sekunden. Dann wurde sie von dem Portier nach ihrem Begehren gefragt, und nun war es zu spät, um diesen unheimlichen Räumen wieder zu entinnen.

Wenige Minuten später befand sie sich in einem etwas düsteren Zimmer, dessen Luft nach Alten roch, man hatte ihr einen Stuhl angeboten, und sie sah hinter dem großen Schreibtisch einen noch ziemlich jungen Beamten mit intelligenten Zügen, der sie höflich nach ihrem Begehren fragte.

„Ich möchte die Adresse meines Verlobten erfahren,“ sagte Rätke.

Der Herr stutzte und nahm seinen Klemmer ab. „Habe ich Sie recht verstanden, mein Fräulein? Bräute pflegen doch im allgemeinen zu wissen, wo ihr Verlobter wohnt!“

„Ich weiß es nicht, mein Herr.“

„So — hm. Wie ist der Name des Betreffenden?“

„Jean Lecocq.“

„Und sein Beruf?“

„Vertführer in einer chemischen Fabrik, deren Arbeiter momentan streiken.“

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Es wird ja viel gestreikt in Paris, mein Fräulein, aber davon ist uns nichts bekannt. Wie heißt die Fabrik, und wo liegt sie?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Rätke ebenso einfach wie vorher.

„Aber das wird ja immer seltsamer — ich bin da

wirklich in Verlegenheit. Sie wissen wohl nicht, mein Fräulein, daß ein eigentlicher Wohnungsanzeiger für Paris nicht geführt wird?“

„Doch, das ist mir bekannt,“ sagte Rätthe entschlossen. „Wenn Paris ein amtliches Adreßbuch hätte, dann wäre ich nicht hier in diesem Hause. Aber ich denke, daß die Herren von der Polizei mitunter doch etwas wissen, was anderen Leuten verborgen ist — und daß sie es auch unter Umständen mitteilen.“

Der Beamte nickte lächelnd. „Allerdings, wir wissen manches, und wir teilen es auch mit, obwohl sehr selten angenehme Nachrichten dabei sind. Wünschen Sie wirklich von mir zu erfahren, mein Fräulein, ob der Name Ihres Verlobten in den Polizeiakten enthalten ist?“

Das war der Augenblick, da Rätthe bereute, diesen schrecklichen Ort betreten zu haben. Und sie erkannte sehr deutlich, daß der humane Beamte ihr eine Brücke bauen wollte, daß er seine Hand warnend erhob, wie die Priester des Saistempels es taten, als der fürwihige Jüngling den Vorhang lüftete.

Dann raffte sie sich gewaltsam auf. „Ich bitte darum, mein Herr.“

Nun wurde jener ganz Automat. Er sprach einige Worte in das Telephon, lehnte sich in seinen Sessel zurück und betrachtete aufmerksam seine Fingernägel. Aber Rätthe merkte sehr wohl, daß unter seinen gesenkten Lidern ein rascher Blick zu ihr hinüberschoß. Eine Braut, die so wenig von der Vergangenheit ihres Verlobten kannte, war ihm wohl noch niemals vorgekommen, obwohl die Pariser Polizei in den Irrgärten der Liebe keines Ariadnesfadens bedarf.

Es vergingen einige atemlose Minuten, und Rätthe hoffte mit jedem Herzschlag, daß aus der Tiefe des Fernsprechers eine tröstliche Stimme heraustönte

,

werde, eine Stimme, die meldete, daß über Jean Lecocq keine Akten vorhanden wären —

Dann öffnete sich die Thür. Ein altes, gebühtes Männchen mit einem harmlosen und gutmütigen Gesicht kam herein; und dieser Greis, der keinem Kinde Furcht einflößen konnte, trug unter seinem Arm ein dünnes Aktenheft, bei dessen Anblick Rätke von Entsetzen erfüllt wurde.

Er legte es auf den Schreibtisch und sagte mit seiner dünnen, trockenen Stimme: „Hier sind die Personalakten von Jean Lecocq. Es liegt nichts Neues gegen ihn vor, aber man sucht ihn, denn er hat keine Wohnung und soll sich im Apachengelände herumtreiben.“

Als das Männchen wieder gegangen war, nahm der Herr hinter dem Schreibtisch das dünne Heft in die Hand. Rätke saß nahe genug, um die Aufschrift zu erkennen, und sie las nicht nur den fett geschriebenen Namen ihres Verlobten, sondern sie sah auch noch daneben ein kleines, geheimnisvolles Zeichen, einen aufgetriebenen roten Zettel, der diesem Namen eine besondere Bedeutung verlieh.

Sie biß die Zähne zusammen, um einen Schrei zu unterdrücken.

Da sagte auch schon die kühle, höfliche Stimme des Beamten: „Es tut mir leid, mein Fräulein, Ihnen über Ihren — Verlobten keine besonders günstige Auskunft geben zu können. Er ist keineswegs Werthführer in einer chemischen Fabrik, sondern stellenlos und, wie Sie soeben gehört haben, ohne Wohnung. Übrigens besitzt er akademische Bildung und soll ein geschickter Chemiker sein. Der Zusammenbruch seiner Existenz ist wohl wie in so vielen Fällen lediglich darauf zurückzuführen, daß er nach Verbüßung einer Strafe von der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Und nun frage ich

Sie, mein Fräulein, auf Ihr Gewissen, ob Ihnen das alles wirklich unbekannt geblieben ist, oder ob Sie nur die Polizei aushorchen wollen? Wir werden Ihnen die Wahrheit nicht verargen, denn es sind keine Geheimnisse, die ich Ihnen hier mitteile, und wenn Sie von hier aus in den Schlupfwinkel Ihres Freundes gehen wollen, so wird Ihnen niemand etwas in den Weg legen.“

Nun war Rätthe plötzlich ruhig geworden. Es lag etwas Feindseliges in ihrer Stimme, als sie den Kopf hob und entgegnete: „Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, mein Herr. Als ich dem Mann, der dort in Ihren Akten steht, mein Herz schenkte, wußte ich von seiner Vergangenheit nicht mehr als vor einer Viertelstunde, denn die Liebe pflegt nicht nach Namen und Stand zu fragen, und darum wird sie auch so oft betrogen. Ich will damit nicht sagen, daß man mich betrogen hat, mein Herr, ich habe nur noch eine einzige Bitte: wenn das Gesetz es Ihnen gestattet, so teilen Sie mir das Verbrechen meines Verlobten mit — es ist ja wohl das wenigste, was ein Weib verlangen kann, und Sie sagen ja selbst, daß es kein Geheimnis ist.“

Der Beamte zuckte die Schultern. „Sie wollen es also, mein Fräulein. Jean Lecocq hat ganz einfach seine chemischen Kenntnisse dazu verwendet, um eine Nahrungsmittelfälschung zu begehen, und da wir in solchen Sachen sehr strenge sein müssen, so hat man ihn deswegen mit einem Jahr Gefängnis bestraft. Das ist keine Romantik, und viele teilen dasselbe Los, aber der Niedergang vollzieht sich um so rascher, je größer die Pflichten sind, die Bildung und soziale Stellung uns auferlegen.“

Rätthe verbeugte sich dankend und ging. Starr blickte ihr Auge. Als sie den Fuß des Montmartre

wieder erreicht hatte, begannen die ersten Schatten des Abends niederzusenken. Der Wind war stärker geworden und brauste durch die Bäume der Anlagen. Es war eine große Verwirrung in der Natur, aber die Gedanken des Mädchens gingen noch mehr durcheinander.

Wo war sie eigentlich in der letzten Stunde gewesen, nachdem der Portier der Polizeipräfektur die schwere Tür hinter ihr geschlossen hatte?

Richtig, unten am Seinekai, wo die Mauer mit den schwarzen Kästen sich entlang zieht, in denen Tröbder ihre Waren feilhalten. Sie hatte mit einem der alten „Bouquinisten“ gesprochen und ihn angesichts des aufgeregten Flusses gefragt, ob sich dieser mühselige Schacher denn lohne und ob es nicht besser sei —

Zu Ende gebracht hatte sie den Satz nicht, und es war ihr auch gar nicht ernst damit gewesen; sie wollte nur mit dieser letzten Möglichkeit spielen und nebenbei etwas Wildes, Kämpfendes, Ringendes sehen, wie die Wellen der Seine es waren, wenn sie gegen die Pfeiler des Pont des Arts und des Pont Neuf angurgelten.

Dann war sie über die vornehmen Boulevards gegangen.

Bei diesem unfreundlichen Wetter waren sie freilich ziemlich verödet gewesen, und die Händler mit Zeitungen und Ansichtskarten machten schlechte Geschäfte; aber um so unverhüllter prunkte der Reichtum und der Glanz durch die großen Spiegelscheiben der Läden und Cafés — es war heute ein Tag, um den grellen Gegensatz zwischen arm und reich, zwischen Glück und Elend auch ohne elektrisches Licht zu beleuchten.

Wie hatte doch der Mann mit dem glitzernden Klemmer hinter seinem grünen Altentisch gesagt? „Der Niedergang vollzieht sich um so rascher, je größer die

Pflichten sind, die Bildung und soziale Stellung uns auferlegen.“ Ach ja, das war eine Binsenwahrheit, die auch das Kind der Saalgasse begriff, aber wer trug denn die Schuld an diesem Zusammenbruch, an diesem jähen Sturz?

Räthe besaß von dem, was Jean Lecocq gefehlt haben sollte, keine klare Vorstellung. Wenn unter Frauen von Verbrechen die Rede ist, so denken sie an alles, was die Sensation wachruft, an Mord und Todschlag oder an den Frevel gegen das eigene Geschlecht, der immer am höchsten bewertet wird. Aber was in das Erwerbsleben fällt oder unter den Begriff der sozialen Pflichten, das wird von dem weiblichen Denken gering eingeschätzt, denn es ist nicht mit den Händen zu greifen und nicht an seinen Folgen zu bemessen.

Was hieß Nahrungsmittelfälschung? Die beging Mutter Vernot tagtäglich, wenn sie ihren Gästen Fusel vorsetzte und Roßfleisch für Hammelbraten — und es fiel keiner Menschenseele ein, sie darum ins Gefängnis zu stecken und obdachlos zu machen.

Vielleicht hatte Jean nur eine Erfindung gemacht, die den Neid wachrief und in fremde Erwerbsphären eingriff, und da kamen dann die Denunzianten und die Konkurrenten und die Polizei mit ihren tausend Paragraphen — das Ende aber war die brutale Vernichtung einer Existenz, die doch nur den Kampf um sich selbst geführt hat.

Wo die Liebe nicht in ihrem eigenen Lebensnerv verlekt ist, findet sie immer einen Entschuldigungsgrund. Räthe konnte sich so lebhaft die Scham dieses Unglücklichen vorstellen, der seine Vergangenheit angstvoll zu verbergen suchte, der von Tag zu Tag auf eine neue Lebensstellung hoffte und vielleicht in diesem Augenblick darum kämpfte, während sie selbst ihn für falsch

und treulos gehalten hatte, für fähig, eine Stunde zu vergessen, die das Weib niemals aus seiner Erinnerung löschen kann.

Unter dem Widerstreit dieser Gedanken war Rätthe in die Anlagen des Montmartre gelangt und empfand plötzlich das Unheimliche ihrer Umgebung. Denn wenn auch die Dämmerung noch immer gegen das Dunkel rang, so waren doch die Wolken scheinbar bis zu den Wipfeln der Bäume niedergefunken, und die Schatten der bewegten Äste tanzten einen tollen Wirbel auf Rasen und Ries.

Damals, an jenem Vollmondabend, waren noch schleichende Gestalten hinzugetommen, die heute zu der frühen Stunde fehlten; aber das Gefühl der Verein-samung wurde deshalb nicht geringer, und es gesellte sich noch ein anderes hinzu.

Der Ekel vor jener widerwärtigen Rneipe, die Abend für Abend den Abschaum des Volkes in ihren rauch-schwarzen Wänden barg. —

Dort stand die Bank, auf der das junge Paar den ersten Liebestuß getauscht hatte. Es saß einer darauf. Er machte den Eindruck eines müden, verwehten und heimatlosen Menschen.

Es war Jean Lecocq.

Rätthe erkannte ihn, als er den Kopf hob. Sie stürzte mit einem Schrei auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals, setzte sich auf seine Knie und küßte ihn, wie nur ein Weib küssen kann, das liebt.

Und dann, immer wieder seine Lippen verschließend, sagte sie atemlos: „Still, ich weiß alles! Du hast mir aus dem Wege gehen wollen, du hast dich geschämt. Aber deine Liebe war größer als dein Wille — wir gehören zusammen, es gibt nichts Mächtigeres als die Liebe!“

Er war so verwirrt, daß ihm die Worte fehlten; aber sie ließ ihm auch gar keine Zeit dazu, sondern sie überstürzte sich in ihren Reden wie ein schluchzendes Kind, das endlich sein Unrecht bekennt und nun nicht schnell genug mit der Beichte fertig werden kann.

„Oh, mein armer Schatz, wie unendlich leid du mir tust! Sieh, ich weiß ja alles! Ich bin schlecht gewesen und dachte, du wolltest mich verlassen, und da war ich auf der Polizei, um mich nach deiner Wohnung zu erkundigen — ich wußte ja nicht, daß du keine hast, daß du heimatlos und verfolgt und verachtet bist. Sie haben mir alles gesagt mit ihrem kalten, gleichgültigen Lächeln, mit ihrer glatten Höflichkeit — aus ihren schrecklichen Akten! Als ich die Akten sah, Jean, da ging ein Riß durch meine Seele, aber es löste mich nicht von dir los, sondern von der unbarmherzigen Welt, von allem, was hinter mir liegt. Nimm mich mit, Jean, ich will deine Frau werden! Irgendwo in Paris wird sich ja wohl ein Maire finden, der uns zusammentut. Sie haben ja andere Gesetze in Frankreich wie in Deutschland — nimm mich mit dir, und wenn du es nicht tust, dann gehe ich in die Seine oder stürze mich vom Eiffelturm, denn in die Räuberhöhle dieses schrecklichen Weibes will ich niemals zurück, lieber mit dir hinter einen Zaun oder in eine Bretterbude oder sonstwohin in die weite Welt!“

Er hatte sie leise von seinen Knien geschoben, aber den Arm behielt er um ihren Nacken. Und dann sagte er plötzlich: „Ich habe eine Wohnung, Rätke. Willst du sie sehen?“

„Ja; führe mich hin!“

Nun war es wirklich dunkel geworden. Die Laternen der Anlagen flammten auf, wie von einer unsichtbaren

Hand belebt, und zu derselben Zeit erstrahlte auch Paris in einem Meer von Licht.

Aber sie gingen nicht diesem Licht entgegen, sondern Jean wendete sich nach der entgegengesetzten Seite, wo die Laternen immer spärlicher wurden, wo sie zuletzt in einem breiten schwarzen Gürtel versanken, der die Stadt von den Lichtern der weit draußen liegenden Forts trennte.

Und Rätthe hatte eine Empfindung, wie der Schwimmer sie hegen mag, wenn er immer weiter in eine unbekannte Meeresweite hinausschwimmt — hinter sich das sichere Land, vor seinen Augen aber das Schweigen des Todes.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie endlich leise.

„Zu den Ausgestoßenen, Rind. Einige von ihnen hast du bereits bei Mutter Vernet kennen gelernt, dieser alten Kupplerin, die der Teufel sicher noch holen wird. Aber das sind solche, die noch eine Dachkammer haben oder ein paar Sou für das Asyl. Die ganz Elenden hamstern in Strohmieten und in Gartenlauben und in Erdlöchern. Du hast auch ihren Kriegsnamen nennen hören, der von einem wilden Indianervolk entlehnt ist, und vor dem sich selbst die Polizei fürchtet. Sie tut recht daran, denn es sind schlimme Gesellen darunter, Leute, denen das Menschenleben nicht mehr gilt als eine Pfeife Tabak — ihr eigenes und ein fremdes, wie es gerade kommt. Sie sind schon in Verbrecherkreisen groß geworden, sie wissen es nicht anders und wollen es nicht anders — es ist eine Verschwendung an Mitleid, wenn man sie bedauert, und es ist eine Danaidenarbeit, wenn man sie bessern will. Das ist der Stamm, Rätthe, aber es kommen Zugewanderte, das sind die eigentlichen Ausgestoßenen, das sind alle, die nicht hinter dem Zaun geboren wurden. Ein wenig Schuld

haben sie alle, es gibt ja so viele Dornen am Lebensweg, daß keiner ohne einen Riß davontkommt; aber wenn er ihn nicht gleich zudecken oder flicken kann, dann zeigen die Leute mit Fingern darauf: „Seht den Vagabunden!“ — Das werden die Schlimmsten mit der Zeit, denn sie haben keine Gleichgültigkeit in sich, sondern sie tragen einen Haß im Herzen, und der muß heraus!“

„Du bist nicht schlecht, Jean!“

„Nein, ich habe noch keinen totgeschlagen, und Geld gestohlen habe ich auch noch nicht. Vor dem einen graut mir, und das andere ist häßlich. Aber den Krieg mit der Gesellschaft führe ich doch. Einmal kommt es dann so weit, daß das Grauen auch aufhört, und dann fängt es bei dir an, darüber darfst du dich nicht täuschen.“

Es begann sachte zu regnen, und Jean Lecocq legte seinen Arm um die Schultern des Mädchens.

„Sieh, gegen die paar Tropfen kann ich dich schützen. Aber wenn uns beiden das Wasser an die Kehle steigt, dann kommt die selbstfüchtige Bestie zum Vorschein. Apachenbraut zu sein, ist kein Rosenweg — ich kenne welche, die von ihren Beschützern totgeschlagen wurden, und es war nicht immer aus Eifersucht.“

„Ich will deine Frau werden,“ sagte Rätthe zitternd.

Jean lachte leise vor sich hin. „Wenn du Gewicht darauf legst, warum nicht? Die Komödie vor dem Maire ist bald erledigt. Aber erst sollst du meine Wohnung sehen, ich hatte es dir schon damals versprochen, als deine Augen noch nicht aufgetan waren.“

Sie kamen in das Gelände, wo die verlassenen Baustellen sind und die Zäune und die wüsten Gärten. Der Wind hatte sich gelegt, und der Regen hörte auf; hinter den Wolken kam ein wenig Mondlicht zum Vorschein und tauchte die ganze Gegend in fahle Dämmerung.

Rätbe schmiegte sich an ihren Begleiter. „Sind wir hier ganz allein?“

„O nein, das darfst du nicht glauben. Aus irgend einem versteckten Winkel werden uns schon Augen gesehen und Ohren gehört haben, denn es lauscht und lugt hier alles. Du glaubst eine Vogelscheuche vor dir zu haben, und es ist ein Mensch. Zwar sie kennen mich alle, sie wissen, es ist der ‚schöne Jean‘ mit seiner Braut. Aber du solltest es mal erleben, daß hier einer im Zylinderhut und mit der goldenen Uhrkette spazieren geht: ich glaube nicht, daß so was vorkommt, aber du mußt dir klarmachen, was dann geschehen würde.“

„Hast du mit ihnen Umgang, Jean?“

Er blieb stehen und sah sich um. Er lauschte, aber es blieb still — nur weit aus der Ferne, von der Notre Dame kam das berühmte Glockenspiel, das Ave Maria.

„Ich dachte, es sei eine Razzia unterwegs,“ sagte er, „aber die Sinne werden von der Nacht genarrt. Hier draußen verkehrt keiner mit dem anderen, es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß jeder für sich unterkriecht. Aber drinnen in Paris haben wir unsere Lokale. Das ‚Raninchen‘ ist eines davon, in einem anderen haben wir zum ersten Male zusammen getanzt. Wußtest du wirklich nicht, in welchem Kreis du bis heute gelebt hast?“

„Nicht genau, Jean, aber nun weiß ich, daß ich schon längst zu euch gehöre. — Sind wir immer noch nicht bei dir angekommen?“

„Ja,“ entgegnete er, „hier liegt meine Sommervilla. Es ist die schönste in der ganzen Umgegend. Mein nächster Nachbar wohnt in einem austrangierten Möbelwagen, auch die leeren Hundehütten sind beliebt, denn die Eigentümer dieser Gelände lassen bisweilen ihre Grundstücke von Hunden bewachen, aber es kommt den lieben Tieren selten gut.“

Er stieß die Tür der Baubude auf und zündete einen Lichtstumpf an, der in einer Schnapsflasche steckte.

Räthe schaute sich um.

„Raum genug für zwei,“ sagte Jean. „Aber ich fordere nicht von dir dieses Opfer, denn über kurz oder lang werden die Polizei und der Herbst mich doch ausweisen. Ich habe noch Geld genug, um dir irgendwo eine Dachstube zu mieten, und bevor dieses Jahr zu Ende geht, sollst du deine Hände in Gold eintauchen. Diese Nacht wollen wir einen Apachenball besuchen, wo sie unter der Erde zwischen Fledermäusen und Ratten tanzen — es ist ein lustiges Völkchen, und keiner fragt danach, ob der Tod oder der Teufel ihnen aufspielt.“

* * *

Eines Vormittags saß Willibald Specht in sehr schlechter Laune an seinem Zeichentisch und mühte sich vergeblich ab, einen lahmen Witz zu illustrieren und dadurch für das Publikum einigermaßen genießbar zu machen. Es war eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte, denn der Humor lag überhaupt nicht im Zeitgeist, und Frau Eugenie hatte ihm vorhin eine Szene gemacht, bevor sie das Haus verließ, um in die Markthallen zu gehen.

Es ginge so nicht weiter, hatte sie gesagt und ihr Lady-Macbeth-Gesicht aus der Vergangenheit hervorgeholt. Die Kasse sei leer, man müsse sich zu irgend einer Tat aufraffen —

Dann war sie davongerauscht und überließ die Lösung des Problems ihrem Gatten. Nur noch Bertas Namen hatte sie zwischen Tür und Angel genannt, und dieser Vermutstropfen machte den Becher vollends überlaufen.

Wie so viele Künstler gehörte auch Willibald zu jenen schwachen Naturen, deren Liebe sich nur rein passiv zu äußern vermag; er erkannte sehr deutlich, daß seine Tochter durch ihre rastlose Tätigkeit allein den ganzen Haushalt aufrecht erhielt; es schmerzte ihn, wenn sie bis tief in die Nacht hinter ihrer Schreibmaschine saß, und er schämte sich gelegentlich darüber. Aber jeder Anlauf zur eigenen regelmäßigen Arbeit scheiterte an seiner grenzenlosen Faulheit, und außerdem waren die Zeiten wirklich miserabel.

Am liebsten hätte er in die Lotterie gesetzt, denn der Gedanke an einen plötzlichen und großen Gewinn dünkte ihn sehr verlockend; aber leider fehlte ihm auch das Geld zum Ankauf eines Loses, und Frau Eugenie konnte ungeachtet ihrer Karten die richtige Glücksummer nicht herausfinden. Also galt es wieder einmal zu stricheln und zu schraffieren, mußte abermals die ausgepreßte Phantasie einen neuen Tropfen hergeben — und das alles um ein paar lumpige Mark, die auch noch erst am Ende des Quartals gezahlt wurden.

Im Hause war es sehr still. Berta weilte auf der Redaktion, und Egbert hatte gestern von einem großen Prozeß gesprochen, über den er berichten müsse; nur der Insasse der blauen Stube, dieser geheimnisvolle Franzose, mochte daheim sein. Er saß ja seit mehreren Tagen wie angenagelt am Schreibtisch und sudelte Gott weiß was zusammen.

Plötzlich hörte Willibald seinen leisen, lazenartigen Schritt.

Charles Renard kam herein, wünschte einen guten Morgen und setzte sich auf die andere Seite des Zeichentisches. Er tat das öfters, und zwar unter dem schmeichelhaften Vorwand, daß die Kunst des Meisters ihn fessele.

Aber heute fand er einen schlechten Empfang.

„Es ist dem Teufel sein guter Morgen,“ sagte Willibald unwirsch. „Wenn Sie etwa denken, daß ich hier als Dukatenmännchen sitze, dann sind Sie gründlich auf dem Holzweg. Es ist eine elende Schinderei, und dabei klebt mir die Zunge am Gaumen wie Pappe.“

Der Franzose nahm ganz gelassen das Blatt und betrachtete es. „Hm — famos! Wie lange Zeit brauchen Sie dazu?“

„Wenn ich bei Laune bin, ein paar Stunden — sonst ebensoviele Tage.“

„Und das Honorar?“

„Na — zwanzig bis dreißig Mark — je nachdem.“

Renard murmelte etwas von Perlen und Säuen.

Specht schlug auf den Tisch. „Sie haben recht, es ist eine Entwürdigung der Kunst! Aber was soll ein armer Familienvater machen?“

„Seine Gaben besser verwerten, Herr Specht.“

Willibald warf einen schiefen Blick in die Ecke, wo seine Staffelei stand. Es war seit Jahren eine Leinwand eingespannt, und man konnte den Staub davon herunterblasen. „Meinen Sie das dort?“

„Nein,“ entgegnete Renard, „das meine ich nicht. Es laufen genug Schmierfinken in der Welt herum. Rennen Sie die Geschichte von den beiden Malern, die miteinander wetteten, wer in einem Jahr etwas schaffen könne, was keiner nachmache?“

„Nein. Wie war das?“

„Der eine brachte ein großartiges Gemälde, der andere ein leeres Stück Papier. Und dann zog er aus freier Hand einen Kreis, setzte das Zentrum hinein, und als sie mit dem Zirkel nachmaßen, da klappte die Sache aufs Tüpfelchen. Sie verstehen mich doch, Herr Specht: der eine hatte Talent, der andere war ein

Genie. Der eine schuftete, der andere machte es spielend. Ich glaube, Sie sind ein Genie.“

Renard hatte während dieser Worte ein leeres Blatt genommen und die Sache mit dem Bleistift vor- demonstriert. Dann betrachtete er den ziemlich un- geschickt gezogenen Kreis, setzte seinen Namen darunter und sagte lachend: „Das hier würde wohl kaum stimmen, wenn wir es mit dem Zirkel nachmessen wollten, aber der Name des Künstlers steht doch darunter wie bei so manchem Schund. Und nun zeigen einmal Sie mir den Meister, verehrter Herr Specht. Es ist ja doch in den Künstlerkreisen bekannt genug, daß Sie nur den Stift anzusehen brauchen, um jedes Menschen Hand- schrift nach Charakter und Eigenart in untrüglicher Weise nachzuahmen. Es ist eine wunderbare Gabe, und ich möchte das wirklich mit eigenen Augen sehen, zumal ich selbst einen Namenszug führe, der den Graphologen schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat.“

Er sprach diese Worte ganz leicht und ohne besondere Betonung, aber seine Hand schob dabei das Blatt über den Tisch, und dann klopfte er scherzend mit dem Finger auf die Platte.

„Eins, zwei, drei — oder ich glaube, daß Sie es gar nicht können, und daß Sie nur ein großer Renommist sind. Schließlich ist so was überhaupt unmög- lich, und ich habe mir einen Bären aufbinden lassen.“

Mit dem Maler war eine eigentümliche Verände- rung vorgegangen. Er richtete sich auf, und seine sonst so schlaffen Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an. Er hatte anscheinend nicht die geringste Ahnung, um was es sich im Grunde handelte, aber sein Ehrgeiz war geweckt, und er fühlte sich wirklich als Meister.

„Ich kann es,“ sagte er, „es ist wirklich eine Gabe, die vielleicht sehr selten vorkommt. Ich kann es ohne

jede Mühe und mit vollkommener Sicherheit, aber ich muß mir erst die Gesichtszüge des Originals betrachten, bevor ich die Züge seiner Hand nachahme. Denn die Schrift ist nichts weiter als ein Spiegel der Seele, und die Augen sind gewissermaßen die Fenster der Seele. In Ihren Augen aber, verehrter Herr Renard, steht allerlei Geheimnisvolles zu lesen, und darum schreiben Sie auch einen Namenszug, der die Graphologen narren könnte.“

Es vergingen ein paar Sekunden, dann setzte Willibald Specht den Stift an. Und er begann nicht zu malen, wie die Fälscher wohl tun, so daß die Unsicherheit der Striche unter der Lupe offenbar wird, sondern seine Hand fuhr ganz schnell über das Papier, und dann reichte er dem Franzosen mit stolzem Lächeln das Blatt hinüber.

Es war in der That ein Meisterwerk, das er vollbracht hatte, ähnlich jenem Kreise, der das Nachmessen durch den Zirkel vertrug, denn Renard mühte sich vergeblich, zwischen den beiden Namenszügen auch nur den geringsten Unterschied zu entdecken.

Und dann wurde er plötzlich sehr ernst.

„Wissen Sie auch, Herr Specht, daß dies eine sehr gefährliche Kunst ist?“

„Ich weiß,“ sagte der Maler gelassen. „Wenn ich den Namen von Rothschild oder Bleichröder so hinschreiben wollte, dann könnte es mir eine Million oder fünf Jahre Zuchthaus einbringen — je nachdem der Hase läuft.“

Renard nickte. „Sie haben recht, die Gefahr liegt auf beiden Seiten, und überdies ist die Urkundenfälschung eine gemeine Handlung. Aber jede Medaille hat auch ihre Rehrseite. So würden Sie zum Beispiel imstande sein, durch Ihre Kunst die ganze gebildete

Welt in einen Taumel des Entzückens zu versetzen, ohne der Gesellschaft auch nur den geringsten Schaden anzutun. Man darf niemals vergessen, daß in allen Fällen, wo die Menschen sich gerne betrügen lassen, der Betrug seine häßlichen Züge verliert und das Gesicht eines lächelnden Schalks annimmt.“

Der Maler dachte einige Sekunden nach. „Das klingt ja recht nett, aber ich verstehe es nicht ganz.“

„So kommen Sie mit auf mein Zimmer.“

Es war noch immer sehr still im Hause, als sie nebeneinander über den Korridor gingen, und der Maler horchte unwillkürlich auf einen Laut. Es wurde ihm so unheimlich zumute, daß er am liebsten davongelaufen wäre, aber sein Begleiter hatte ihn untergefaßt und zog ihn vorwärts.

Wenige Sekunden später saß der Maler in Renards Stube auf dem Sofa und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirn, während der Franzose in seinem Schreibtisch kramte und ein vergilbtes Blatt zum Vorschein brachte. Es war von oben bis unten beschrieben, und die kleinen Buchstaben krochen wie Ameisen durcheinander, aber dennoch war jedes Wort deutlich zu lesen, denn der Charakter dieser Handschrift unterschied sich sehr merklich von dem hastigen Getröbel der nervösen Gegenwart.

„Was ist das?“ fragte Renard und setzte sich seinem Gast gegenüber.

„Ein Faktimile — Schrift des achtzehnten Jahrhunderts.“

„Wenden Sie um und lesen Sie die Unterschrift.“

Der Maler gehorchte und stuzte. „Teufel, was ist das?! ‚Wolfenbüttel, den 12. August 1776, G. E. Lessing.‘ — Wie kommen Sie dazu?“

Der Franzose lächelte ein wenig. „Sie sagen ja

selbst, das ist ein Facsimile, wie man es in jeder Kunsthandlung erwirbt — ein Liebesbrief Lessings an seine Braut Eva König, die er im Herbst 1776 heiratete. Der Inhalt ist herzlich unbedeutend, wie alle Liebesbriefe zu sein pflegen, aber Ihr Erstaunen freut mich doch, denn es ist ein Beweis dafür, daß Lessings Name noch immer in den deutschen Köpfen spukt. Hier habe ich ein Bild Ihres großen Klassikers, mit Topf und Perücke und allem Zubehör — versenken Sie sich nach Ihrer Methode in die Züge des Mannes, und dann sagen Sie mir, wie es mit der Nachahmung seiner Handschrift steht.“

„Dieses Briefes?“ fragte der Maler zögernd.

Renard lachte ihm geradezu in das Gesicht. „Nein, Freundchen, dazu ist Ihre Zeit denn doch zu kostbar! Es handelt sich ganz einfach um folgendes: Sind Sie imstande, binnen kurzer Frist die Handschrift Lessings so gründlich zu erlernen, daß sie Ihnen wie Ihre eigene aus der Feder fließt? Besitzen Sie die Fähigkeit und die Willenskraft, diese Anpassung an den fremden Charakter durch dreißig bis vierzig Bogenseiten festzuhalten, ohne auch nur eine Sekunde lang aus der Rolle zu fallen?“

Der Gedanke war so neu und originell, daß Willibald Specht unwillkürlich die Augen schloß, um ihn in sich zu verarbeiten.

Dann schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch. „Wenn keine Menschenseele dazu imstande ist, ich bring's fertig! Aber nun herunter mit der Maste und heraus mit der Sprache! Um was handelt es sich bei der ganzen Sache?“

„Um eine literarische Fälschung,“ sagte Renard kühl. „Das zweite Wort schmeckt vielleicht nach dem Strafgesetzbuch, aber das erste hebt diesen Geschmack wieder

auf. Literarische Fälschungen werden zu Tausenden begangen, und wenn ein Gelehrter sie begeht, dann handelt er vielleicht gegen den geheiligten Bopf der Wissenschaft, aber die Gerichte kümmern sich nicht darum, solange nicht gewisse Erwerbsmomente hinzutreten, die den Betrugsparagraphen anschneiden. Davon ist in dem vorliegenden Fall nicht die Rede, denn Sie sollen mir nur dazu verhelfen, ein berühmter Mann zu werden. Ich bin Schriftsteller, ich habe ein Werk geschrieben, eine Dichtung, die von klassischem Geiste durchweht ist, ein Bühnenstück in deutscher Sprache, ich, der Franzose Jules Renard. Wenn ich damit heute zu einem Theaterdirektor gehen wollte, dann würde der Biedermann mich auslachen, und wenn er es nicht täte, dann besorgte das Publikum es um so gründlicher. Darum will ich einen anderen Weg einschlagen. Ich verkünde der staunenden Welt, daß ich ein unbekanntes Werk Lessings ausgegraben habe, und die Welt wird ehrfurchtsvoll auf dem Bauche liegen. Wem geschieht damit ein Schaden? Bin ich nicht bescheiden, daß ich mein eigenes Licht unter den Scheffel stelle, um den Ruhm eines Toten zu vergrößern? Bin ich nicht ein Wohltäter der Menschheit, wenn ich ihr ein gutes Werk zugänglich mache, und wird das Werk dadurch schlechter, daß es unter einer falschen Flagge segelt? Wo liegt da strafbare Fälschung? Lessings Werke sind für Bühne und Buchhandel frei, den Namen eines Lessing kann sich jeder beilegen. Das Vermögen des Lesers und des Zuschauers wird nicht geschädigt, denn er bekommt für sein Geld einen geistigen Genuß — und dabei wird das Andenken des Mannes von Wolfenbüttel keineswegs geschädigt, denn er ist niemals ein Dichter gewesen, ich erst gebe ihm den Namen eines Dichters!“

Jules Renard hatte sich in eine Begeisterung hineingesprochen, die nicht ganz unecht war, und nun öffnete er noch einmal seinen Schreibtisch.

„Ich gebe zu, daß es ein kühnes und großartiges Unternehmen ist; aber wenn ich Ihr Gewissen beruhigt habe, so will ich auch Ihre Sorge beseitigen. Es kommt lediglich darauf an, daß die Hand des Schreibers das Auge der Gelehrten täuscht. Im übrigen ist das Material, das ich Ihnen zur Verfügung stelle, vollkommen echt. Es wird vielleicht eine mühselige Arbeit, und an dem Ruhm des Herausgebers können Sie nicht teilnehmen, Sie bleiben hinter den Kulissen als ein unbekannter Mann. Für diese Resignation zahle ich Ihnen drei Monate nach Vollenbung des Werkes —“

Die letzte Maste zwischen den beiden Männern war gefallen, denn der Franzose hatte eine Summe genannt, die unzweideutig erkennen ließ, daß es ihm nicht auf den Ruhm eines Entdeckers, sondern lediglich auf ein gutes Geschäft ankam.

Willibald Specht trodnete sich den Schweiß von der Stirn. „Sie wollten meine Sorge beseitigen,“ sagte er, „Sie haben recht. Ich bin in Not, und Ihr Angebot macht mich zu einem wohlhabenden Manne. Damit sind die Sorgen aus der Welt geschafft. Aber ich war bis heute ein ehrlicher Mann.“

„Rein Mensch ist ehrlich,“ entgegnete Renard. „Unser ganzes soziales Leben beruht auf Schwindel. Ehrlich sein heißt nur unbestraft bleiben. Handeln Sie etwa ehrenhaft, Herr, wenn Sie in den Kneipen herumliegen, anstatt zu arbeiten? Handeln Sie edel, wenn Sie das Brot essen, das Ihre Tochter verdient? Ich biete Ihnen eine Arbeit, die keinen Schaden anrichtet, und ich biete Ihnen dafür einen glänzenden Lohn. Die sittlichen Werte werden in unseren Tagen um-

gestempelt wie abgeschliffene Münzen; wenn wir die Moral von gestern unter den Prägstock legen, so wird heute eine Narrheit daraus.“

* * *

Hans Lux kam jetzt fast täglich in das Haus hinter der Heiligegeistkirche, und zwar meistens um die Abendstunde, denn seine Kräfte gestatteten ihm nicht mehr die Nachtarbeit, obwohl er tagsüber noch gewissenhaft den Redaktionspflichten oblag.

Man konnte nicht eigentlich sagen, daß er hinfällig wurde, und in Bertas Gegenwart hatten seine Augen einen fröhlichen Ausdruck, aber das Mädchen beobachtete ihn mit heimlicher Sorge, obschon ihre Gedanken gerade jetzt vielfach durch andere Dinge abgezogen wurden.

Fast immer waren sie bei diesen Plauderstunden zu dritt. Während Lux meistens das Wort führte und Berta ihn durch kluge Fragen zu neuen Gedanken anregte, saß Egbert daneben und stenographierte alles, was der Freund sagte. Es sollte eine Übung sein, und der junge Journalist hätte ebensogut in Moabit eine öde Verteidigungsrede nachschreiben können; aber Berta sammelte die Bogen sorgfältig und übertrug sie für sich auf der Maschine. Und einmal sagte sie, als Lux gegangen war, das sei ein Vermächtnis seines Geistes für die Zeit, da er nichts als ein Geist sein werde.

Sie blieben auch zu dritt, obwohl noch das Haus drei Mitbewohner barg. Denn Frau Eugenie hatte gerade in den Stunden zwischen acht und zehn den meisten Zuspruch für ihren Hokusfokus, der Franzose hatte niemals Familienanschluß gesucht, und mit Willibald Specht, der sonst selten daheim war, ging etwas Besonderes vor sich.

Eine Wandlung, die anscheinend das Licht des Tages scheute und dennoch an das Licht wollte.

Eines Abends war Lux besonders aufgeräumt. Er lobte einen Sitzungsbericht, den Egbert geliefert hatte, als besonders gelungen und sagte plötzlich: „Ihre Lehrzeit muß in ein neues Stadium treten, Kollege, denn ich habe es nun einmal übernommen, Sie zu einem tüchtigen Journalisten heranzubilden. Das Lokale und der Gerichtsaal sind die ersten beiden Stufen, aber jeder, der die höchste der Weltbegebenheiten erklimmen will, muß erst unter den Strich.“

Er sah Berta an und lächelte.

„Sie wissen es ja, daß ich unter dem Strich bin. Es ist vielleicht Egoismus, wenn ich unseren Freund mit hinabziehen möchte. — Können Sie ein Feuilleton schreiben, Linde?“

„Geben Sie mir Stoff,“ sagte Egbert eifrig.

„Der liegt in Haufen auf der Straße. Aber ich will Ihnen einen Horizont schaffen. Es handelt sich nämlich um ein Unternehmen unseres Verlags, wie es moderner nicht gedacht werden kann. Doktor Barkhausen interessiert sich dafür, er will damit fünfzigtausend Abonnenten mehr anwerben, dieser Sanguiniter!“

Berta horchte auf. „Eine Reise an den Pol?“ fragte sie.

„Sie sind eine Seherin, ich bleibe dabei. Nur nicht an den Pol, sondern unter die Wilden — zu den Apachen in Paris. Das Kriminelle beherrscht unsere Zeit, und alles, was damit zusammenhängt, ist des Interesses der Leser sicher. Wir wollen einen Reporter an die Seine schicken, der uns in einer größeren Artikelserie das Milieu dieses seltsamen Völkchens schildern soll. Später wird dann ein Buch daraus gemacht,

und der Verfasser kann sich dabei seine literarischen Sporen verdienen. Ich habe Sie dem Chef vorgeschlagen, Linde, und er ist damit einverstanden. Es ist eine Gelegenheit, die vielleicht niemals wiederteht, und ich möchte Ihnen raten, die Offerte anzunehmen. Aber das muß Ihr freier Wille sein, denn es läßt sich nicht verhehlen, daß —“

Hans Lux brach ab und warf einen Blick auf Berta. Sie war ein wenig blaß geworden und faltete die Hände im Schoß.

„Es ist Gefahr dabei, nicht wahr?“ fragte sie leise.

„Es ist Gefahr damit verbunden,“ entgegnete Lux gelassen. „Diese Menschen sind Feinde der Gesellschaft, und wer unter die Feinde geht, der trägt seine Haut zu Markt. Aber der Journalist gleicht dem Soldaten, nur daß seine Waffen andere sind und seine Ziele andere. Ich habe Berichterstatter gekannt, die mitten im Regen ihre Notizen machten und ihre Zigarre rauchten — es ist schließlich alles Gewöhnung, und der Tod steht überall neben dem Leben.“

„Ich gehe!“ sagte Egbert entschlossen.

Lux wendete sich wieder zu Berta, als ob diese Antwort für ihn selbstverständlich gewesen wäre. „Er soll nicht allein gehen. Das Buch wird mit Illustrationen erscheinen, denn die großen Kinder wollen auch ihre Bilder haben, und ich kenne einen Zeichenstift, der seine besten Leistungen den Nachtlotalen verdankt.“

Da fuhr ein neues Erschrecken über das Gesicht des Mädchens, aber es war anders als vorherin — es war mit Scham gemischt.

„Mein Vater —“

Er nickte. Und dann horchten sie alle hinaus, denn die Stimme des Briefträgers wurde auf dem Korridor laut.

Dann steckte Frau Eugenie ihren Künstlerkopf durch den Türspalt. „Ein Brief, Herr Linde.“

Während Egbert in sein Zimmer hinüberging, blieben die beiden anderen allein. Sie schwiegen und hörten auf das Singen der Lampe.

Dann sagte Berta: „Ich weiß es, Hans, das ist Ihr Werk. Sie wollen meinen Vater aus seinem Müßiggang aufrütteln, Sie wollen ihm Arbeit und Verdienst geben, und Sie tun es der Tochter wegen.“

„Wegen meines Kameraden!“ entgegnete er. Und dann setzte er hinzu: „Nein, Berta, nicht nur deswegen allein. Der da soeben hinausging, ist Ihnen lieb geworden, und ich hoffe, daß er einmal mehr als Ihr Freund sein wird. Wenn ich auch hinausgegangen bin, Berta. Darum soll Ihr Vater einen Begleiter haben, einen Mann, dessen gutem Willen ich vertraue, wenn die Versuchung in ihm einen schwachen Gegner findet.“

„Wissen Sie das auch schon?“ fragte sie erregt. „Wissen Sie auch schon, daß der Versucher in unserem eigenen Hause herumgeht?“

Hans Lux hatte das willensstarke Mädchen noch niemals nervös gesehen, aber in diesem Augenblick zuckte ihr ganzer Körper, und sie sah hinter sich in das Dunkel des Zimmers wie nach einem Gespenst.

„Ruhe!“ sagte er. „Was gibt's?“

Sie entgegnete flüsternd: „Ich weiß es nicht, aber es droht uns ein Unglück. Seit jener Fremde sich bei uns eingenistet hat, seit jenem Tage, den ich niemals vergessen werde. Dieser Renard hat meinen Vater in seinem Netz, sie stecken die Köpfe zusammen, sie schmieden ein Komplott. Ich dachte erst, er sei ein Spion, wie sie heute unser Land überschwemmen, indessen solche Leute durchstreifen die Gegend und führen eine ausgedehnte Korrespondenz, der Franzose aber hoßt

den ganzen Tag auf seinem Zimmer — er schreibt, aber es kommt keine Zeile über seine Schwelle hinaus. Und nun tut mein Vater es ihm gleich. Sie wissen ja, wie spärlich die Aufträge eingehen und wie gerne er das bißchen Arbeit von sich abwälzt; da ist es doch unnatürlich, daß er jetzt hinter verschlossenen Türen sitzt und kaum Zeit findet, um das bißchen Essen hinunterzuhaften. Ich dachte, er hätte sich endlich zu dem großen Gemälde aufgerafft, von dem er seit zehn Jahren spricht, und in meiner Herzensangst erniedrigte ich mich zum Lauscher und beobachtete ihn durch das Schlüsselloch. Wissen Sie, Hans, was ich gesehen habe?“

Sie sprach jetzt so leise, daß er sein Ohr an ihre Lippen neigen mußte, und die Ruhe begann auch allmählich ihn zu verlassen.

„Was haben Sie gesehen, Berta?“

„Er schreibt etwas ab. Das Konzept liegt neben ihm, und er zirkelt Wort für Wort auf wunderliches altes Papier, wie man es heute in den Läden gar nicht mehr bekommt. Berlin hat zwei Millionen Einwohner, aber glauben Sie, daß unter dieser Menge auch nur einer ist, der noch mit Gänsekiel schreibt? Mein Vater tut es, was er nie getan hat, und ich sah, daß es ihm Mühe machte, denn nach jeder Zeile legte er die Feder hin und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Vielleicht ist es auch das Gewissen, das ihn quält, denn nun habe ich zu viel gesagt, um das letzte zu verschweigen: mein Vater ist unter die Fälscher gegangen, er war immer ein Künstler, der alle Handschriften nachahmen konnte, und nun betreibt er diese Kunst geschäftsmäßig!“

Es raschelte und tuschelte wieder auf dem Korridor. Frau Eugenie begleitete wohl eine Kundin an die Tür.

Berta faltete die Hände krampfhaft ineinander. „Betrug rechts und links. Es ist eine Schande, in diesem Hause zu wohnen. Und Sie sitzen neben mir, anstatt den Staub von Ihren Füßen zu schütteln! Ich wollte, daß auch Sie gingen, um niemals wiederzukommen. Die Liebe ist zwischen uns beiden begraben, was soll da noch das Mitleid!“

Lux stand auf und nahm die beiden Hände des erregten Mädchens zwischen seine kühlen Finger. „Ich möchte Ihnen helfen, Berta, mein ganzes Streben gehört diesem Wunsche. Das ist die Form meiner Liebe, der einzigen, die ich Ihnen geben darf, und der einzig selbstlosen, die es auf dieser Welt gibt. Was Ihren Vater betrifft, so hoffe ich, daß eine Täuschung vorliegt, aber ich werde die Sache prüfen und zu einem guten Ende hinausführen. Heute wollen wir Abschied nehmen, aber das Wiederkommen dürfen Sie mir nicht verwehren — ich komme wieder, verlassen Sie sich auf mich, und wenn es das allerletzte Mal sein sollte.“ —

Als er gegangen war, sah sie noch immer nach der Tür und hatte die Empfindung, als wenn ein Schatten sich von ihr gelöst hätte. Sie hörte die Uhr schlagen, es war erst um die neunte Stunde, und die Geister warten doch bis Mitternacht, aber dieses Gehen und das Versprechen der Wiedertekehr hatte etwas Geisterhaftes an sich gehabt, ohne daß die Veranlassung dazu gegeben schien.

Aber wenn die Nerven schweigen, dann wachen die Ahnungen auf.

Nach einer Weile kehrte Egbert zurück. Er wollte wohl nur sein Übungsheft holen, das auf dem Tisch liegen geblieben war, aber als er es an sich nahm, da sah Berta sein verstörtes Gesicht.

Sie fragte ihn, ob er eine schlimme Nachricht bekommen habe.

„Nein,“ sagte er, „nur einen Abschied. Einen letzten Abschied, denn das Ende war schon längst da. Ich habe Ihnen ja von meiner Studentenliebe erzählt, und die begräbt man mit dem Studentenleben. Jetzt schreibt mir das Mädchen, daß sie sich in Paris verheiratet habe, sie könne aber keine Adresse angeben für einen Glückwunsch, und sie wolle auch keinen. Es sind nur wenige dunkle Worte, ich kann keinen Sinn darin finden.“

„Darf ich sie lesen?“

Er nahm neben ihr Platz und legte das Blatt in ihren Schoß. Die Köpfe dicht aneinandergeschmiegt, wie sie es wohl bisweilen taten, wenn es in der Lehrstunde eine Korrektur galt, so lasen sie diese kurzen Zeilen, unter denen nur Rätches Vorname stand, und die auch im übrigen den Eindruck der Hast und der Unsicherheit machten.

Plötzlich fiel eine Träne auf das Papier nieder.

„Sie sollen nicht weinen,“ sagte Egbert halblaut, „ich bin längst darüber hinaus. Es war keine Liebe, sondern nur eine Ländelei, das fühle ich heute deutlicher als je — und es wird auch die Stunde kommen, da Sie den Grund dieser Erkenntnis wissen sollen.“

Berta nickte und faltete den Brief zusammen. „Es überkam mich nur so plötzlich. Schildern Sie mir doch den Charakter dieses Mädchens, die jetzt eine Frau geworden ist. War sie heiter veranlagt, nahm sie das Leben von der leichten Seite, oder kannte sie es in seiner ganzen Tiefe?“

„Nein,“ entgegnete er, „sie war eine Libelle. Das Sonnenlicht zog sie an, und vor der Dunkelheit schlossen sich ihre Augen.“

„Das sind solche, die von der Nacht gesucht werden,“ sagte Berta. „Sie ist in schlechte Hände geraten; wer keinen Glückwunsch zu seiner Hochzeit begehrt, der hat auch kein Glück gefunden.“

Egbert schwieg.

„Sie werden jetzt nach Paris gehen und die Schlupfwinkel der Ausgestoßenen auffuchen,“ fuhr das Mädchen fort. „Forschen Sie auch nach ihr, und wenn es Ihnen möglich ist, so retten Sie die Ärmste vor dem Untergang, denn Sie haben doch ganz gewiß mehr als einmal ihre Lippen geküßt. Es ist ein gutes Werk, das Sie damit unternehmen, und der Himmel wird Sie dafür auf Ihren Wegen behüten. Meine Gedanken und Wünsche reichen dazu nicht aus, denn Sie sollen es wissen, Egbert, daß die heute noch unstet und schwankend sind wie die Flammen einer Kerze im Wind.“

Ganz leicht strich sie mit der Hand über seinen Kopf, der eine Sekunde lang an ihrer Schulter lehnte. Dann ging er wieder in sein Zimmer hinüber mit verwirrtem Sinn und bewegtem Herzen. Denn sie waren einander nahe gewesen und hatten beide eine Zukunft angedeutet, die noch dunkel und verworren vor ihnen lag.

Und wenn die Lösung kam, dann führte sie wohl durch Dornen und Gestein.

* * *

Hans Lux saß auf seinem Redaktionszimmer und erledigte wie immer die laufenden Geschäfte; aber er war mit seinen Gedanken nicht bei der Arbeit, sondern horchte bisweilen nach der Tür und auf jeden Schritt, der über den Korridor ging.

Nach einer Weile kam der Bureaudiener herein und übergab eine Karte von Willibald Specht, die nicht gedruckt, sondern geschrieben war, und zwar in einer

wundervollen Frakturschrift, die als ein kleines Meisterwerk gelten konnte.

„Ich lasse bitten,“ sagte der Redakteur. „Solange dieser Herr bei mir ist, will ich von niemand gestört werden. Wir haben wichtige Geschäftssachen miteinander zu verhandeln.“

Der eintretende Künstler machte den Eindruck eines müden und gebrochenen Mannes. Alles, was sonst an ihm flatterte, war welk und schlaff, selbst der Schnurrbart hing ihm trübselig über die Mundwinkel, und die Augen lagen über dunklen Ringen tief im Kopf.

„Nehmen Sie Platz, Herr Specht,“ sagte Lux. „Ich habe Sie wegen einer geschäftlichen Angelegenheit herbiten lassen und danke für Ihr Kommen. Es geht Ihnen nicht gut, das kann ein Blinder sehen.“

„Es geht mir hunds miserabel,“ entgegnete der Maler. „Die Arbeit wird immer weniger, und die Sorgen wachsen mir über den Kopf. Ich kann nicht mehr schlafen, und meine Hände fangen an zu zittern — ich bin alt und verbraucht.“

Lux tippte lächelnd auf die Karte, die er noch in der Hand hielt. „Na, na, wer so prachtvoll schreiben kann, der leidet noch nicht am Zittern! Dieser Namenszug soll wohl nächstens unter einem Gemälde stehen, und das Werk wird in der Künstlerwelt Aufsehen erregen.“

Willibald Specht fuhr mit dem Kopf herum. „Wer sagt das, Herr Lux? Wer hat das behauptet?“

„Ihre Tochter,“ entgegnete jener gelassen. „Sie schließen sich ein und arbeiten im geheimen. Was sollte das anders werden als ein Meisterwerk, wie wir es schon längst von Ihnen erwarten?“

Specht wurde immer unruhiger. „Ich male nicht, verlassen Sie sich darauf. Ich kann nicht malen, ich bin ein elender Stümper.“

„Können Sie auch nicht mehr zeichnen, Herr Specht?“

Der schuldbewußte Mann saß da wie auf der Anklagebank. Er murmelte etwas Unverständliches und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Hans Lux aber fuhr fort: „Sie müssen aus diesem Milieu heraus — das ist alles. Ich habe Ihnen im Namen der Redaktion ein Anerbieten zu machen. Ihr Hausgenosse —“

Der Redakteur machte wie zufällig eine kleine Pause, und Specht zuckte nervös zusammen.

„Mein Hausgenosse? Wen meinen Sie damit?“

„Unseren Herrn Linde natürlich. Ach so — ich vergaß, daß noch ein anderer da ist. Also Herr Linde wird in den nächsten Tagen nach Paris gehen, um in Verbrecherkreisen Studien zu machen. Es soll ein Buch werden, und zwar mit Illustrationen, denn das Publikum verlangt das nun einmal so. Wir haben Sie als Zeichner ins Auge gefaßt, und ich glaube, daß die Sache Ihnen behagen wird, denn ein Mann von Ihrem Charakter liebt das Neue, und mit Verbrechern und Verbrechen haben Sie sich ganz gewiß noch niemals in Ihrem Leben befaßt.“

Über das Gesicht des Malers glitt der Schatten eines matten Widerspruchs. „Ich lehne ab. Ich kann es nicht — ich will es nicht.“

„Oh,“ meinte Lux bedauernd, „sollte ich mich wirklich in Ihnen getäuscht haben? Ich hielt Sie für einen mutigen Mann, und überdies ist gar nicht viel Gefahr dabei. Diese Apachen, um die es sich hier hauptsächlich handelt, sind trohige Burschen, die kein Hehl aus ihren Taten machen und der Gewalt die Gewalt entgegensetzen; aber wer ihnen harmlos und freundlich entgegentritt, dem sind sie weniger gefährlich als jene schleichenden Verbrecher, die ihr Opfer mit Trug und

List umgarnen und es schließlich doch in den Abgrund stoßen.“

Ganz leicht und scheinbar absichtslos sprach Hans Lux diese Worte, aber sie übten eine mächtige Wirkung aus. Der von Alkohol und Sorgen entnervte Mann brach plötzlich zusammen, er legte das Gesicht in die Hände und begann zu weinen.

Lux hatte diese Krisis vorausgesehen und wartete geduldig, bis der Maler sich ein wenig beruhigte; dann fing er einen Blick auf, den jener heimlich nach der Tür richtete, und legte seine Hand auf Willibalds Arm.

„Das ist nun zu spät, mein Lieber. Wir können eine Weile mit der Maske unter den Leuten herumgehen, aber wenn die Mitternacht herangekommen ist, dann müssen doch alle Larven fallen. Sie stehen jetzt unter dem Bann der Mitternacht und sollen mir dankbar sein, daß ich Sie davon erlöse — es hätte sonst eine Katastrophe geben können.“

„Ich ging mit Selbstmordgedanken um,“ sagte Specht leise.

„Ja, das ist die moderne Lösung, wenn die Schuld ihren Wechsel präsentiert. Schämen Sie sich nicht, Herr, mit diesem Gedanken zu spielen, wo Sie nur die Augen zu öffnen brauchen, um Leben und Kraft in Ihrer nächsten Nähe zu sehen? Es muß ein schlimmer Dämon sein, der Ihr Denken und Handeln verwirrt, und wenn ich Ihnen helfen soll, dann müssen Sie mir die volle Wahrheit bekennen. Ich möchte Ihnen nämlich beistehen, Herr Specht, und ich habe deshalb diese Stunde herbeigeführt, denn ich will nicht, daß die eigene Tochter als Anklägerin auftritt und die Schande der Familie vor das Gericht bringt.“

Da legte Willibald Specht seine Beichte ab. Er schilderte, wie Jules Renard allmählich das Neß nach

ihm ausgeworfen und Masche für Masche um sein Gewissen getnüpft; wie er mit überlegenem Geiste alle rechtlichen und moralischen Bedenken beseitigt und geschickt den richtigen Augenblick benützt hatte, um aus dem Vertrauten seiner Pläne einen Bundesgenossen zu machen.

„Sie sollten ihn nur kennen lernen,“ sagte der Maler. „Dieser Dämon aus der Tiefe gehört zu den Männern, die unendlich Großes vollbringen könnten, wenn ihnen nicht die Verachtung gegen alles eingeboren wäre, was die menschliche Gesellschaft zusammenhält; seine Verbrechen sind nicht eine Notwehr gegen das Leben, denn er könnte sich mit seinen Gaben spielend den Unterhalt schaffen, sondern sie sind ein Spott über Narrheit und Blindheit, den der Willensdrang in die Tat umsetzt. Solche Männer lösen Bewunderung und Haß aus, wie die Welt sie gegen einen Napoleon gehegt hat, und wen sie zu ihrem Bundesgenossen erküren, der fällt ihnen als Sklave anheim. Er hat mir ein Vermögen geboten, und das ist für einen armen Teufel die schwerste Versuchung, aber wenn ich dafür hätte stehlen sollen, dann säße er heute hinter Schloß und Riegel. Was mich bezauberte, das war die Idee, das war die gigantische Vorstellung, der Wissenschaft und der Kunst und der Kritik eine ungeheure Nase zu drehen, mich für alle Demütigungen zu rächen, die ich selbst als Künstler erfahren habe. Durch meine Kunst, Herr. Denn wenn Renard auch das Größere vollbracht hatte, das scheinbar Unmögliche — Sie sollten sie nur lesen, diese Gedanken und Formen, die eines Lessing würdig sind! — ich war doch nicht nur der Handlanger und der mechanische Abschreiber, sondern ich hatte die Aufgabe, so gut wie jener einen Charakter wiederzugeben, denn die Schrift des Menschen ist wirk-

lich ein Spiegel des Charakters. Man soll unsere Graphologen nicht als Narren und Phantasten brandmarken. Es war ein Kunstwerk, zu dem ich mich durch Lektüre und Studien und Phantasie vorbereiten mußte, wie der Schauspieler es tut, wenn er eine Rolle in sich verarbeitet, anstatt sie mechanisch auswendig zu lernen, und ich wäre stolz darauf gewesen, wenn ich meinen Namen hätte darunter setzen dürfen.“

Hans Lux lächelte unmerklich. „War es nur die verleckte Eitelkeit, die Ihnen das Werk verleidete?“

„Nein,“ sagte der Maler und suchte mit den Augen die Erde, „es war doch etwas anderes. Die Akademieprofessoren haben mich einen Stümper genannt, und die Kritik nannte mich einen Harlekin. Aber das Volk suchte und fand dennoch in den grotesken Linien meines Stiftes sein Bestes: den Humor. Das deutsche Volk nannte mich dennoch einen Künstler, und ich fand nicht den Mut, das Volk in einem seiner besten Geister zu betrügen. Ich bin eben ein sentimentaler Deutscher, und es wurmte mich, daß ein Franzose uns alle narren wollte. Das ist der Schluß meiner Beichte.“

Der Redakteur hatte sich erhoben und durchmaß nachdenklich das Zimmer. Plötzlich blieb er vor dem Maler stehen.

„Übermorgen gehen Sie mit Linde nach Paris.“

„Nach allem, was ich Ihnen gestanden habe?“

„Ja — nach allem. Glauben Sie, daß ich ein Polizeispitzel und ein Denunziant bin? Was Sie von diesem unseligen Werk fertiggestellt haben, ist ein Stück Papier, weiter nichts. Solange es nicht in die Welt flattert, haben die Gerichte nichts damit zu schaffen. Werfen Sie es ins Feuer, oder heben Sie es zur Warnung auf. Die Bilder, die wir von Ihrer Kunst erhalten, werden echt sein. Den anderen —“

„Wenn Sie ihn anzeigen, bin ich verloren.“

„Den anderen nehme ich auf mich. Er soll verschwinden und seinem Schöpfer danken, daß er es darf. Wo treffe ich ihn am besten unter vier Augen?“

„Doch nicht in meiner Wohnung?“

„Nein, Ihre Wohnung ist mir heilig. Vielleicht ahnen Sie nicht einmal warum. Kriecht er denn nie aus seinem Bau?“

„Doch,“ entgegnete Specht zögernd. „Seitdem ich selbst bei der Arbeit bin, geht er jeden Nachmittag in den Tiergarten. Er hat jetzt Zeit, und ich muß für ihn schuften — in zwei Wochen soll alles fertig sein.“

„Gut, also nun geben Sie acht. Sie gehen jetzt nach Hause und bringen das Manuskript des Franzosen unter sicheren Verschuß. Dieses Teufelswerk darf nicht in seine Hände zurückgelangen, denn wenn sonst nichts hilft, dann brauchen wir es gegen ihn als letzte Waffe. Um das weitere kümmern Sie sich nicht, denn ich hoffe die ganze Angelegenheit in der Stille zu erledigen. Die blaue Stube, mein altes liebes Quartier, ist lange genug von unsauberen Händen entweiht worden; es wird Zeit, daß wir sie auslüften und einer besseren Bestimmung entgegenführen.“

* * *

Als Berta um die Mittagszeit von der Redaktion nach Hause ging, flogen ihr unter den Linden gelbe Blätter vor die Füße. Es war Herbst geworden über Nacht.

Sie hatte einen freien Nachmittag vor sich. Von zwölf bis ein Uhr war sie noch mit Hans Lux auf dessen Bureau zusammen gewesen, um nach seinem Diktat einen Feuilletonartikel niederzuschreiben.

Da hatte der Redakteur gesagt: „Für heute wollen

wir Feierabend machen. Sie müssen Ihrem Vater beim Packen helfen, denn der Chef hat die Abreise schon auf morgen festgesetzt. Im journalistischen Beruf geht es genau wie bei einer Mobilmachung. Sie dürfen auch ein Auge auf Egberts Koffer werfen, daß er nicht etwa aus Versehen sein Herz hineinlegt und nach Paris mitnimmt. Auf den Boulevards der Seinestadt braucht er nur die Augen und den Verstand, das dumme Herz bleibt besser unter einer sicheren Obhut.“

Es war nicht das erste Mal, daß er so scherzte, und in den letzten Tagen hatte er öfters diese Andeutungen gemacht.

Berta ging immer langsamer, und ihre Gedanken flatterten wie die Blätter auf dem Asphalt.

Ach ja, sie wußte, daß die Liebe dieses jungen Hausgenossen sich ihr zugewendet hatte und daß Hans Lux diese Neigung in seiner stillen Weise behütete. Sie fühlte es auch: Jugend gehört zur Jugend und Leben zum Leben. Aber es war noch mehr als ein Schatten dazwischen, und die Schatten müssen erst in der Nacht untergehen, bevor das Auge einem kommenden Tage entgegenblicken darf. —

Ungeachtet dieser nachdenklichen Stimmung, die das tatkräftige Mädchen sonst nicht kannte, verlief das Mittagessen heute heiterer, als es in der letzten Zeit der Fall gewesen war. Der Vater zeigte sich aufgeräumt, machte für die bevorstehende Reise allerhand Pläne und sprach davon, daß das geplante Buch ihn noch zu einem bekannten Künstler machen werde.

„Wenn zwei fixe Kerle zusammenwirken,“ sagte er, „dann kommt immer was Gescheites heraus. Der Titel muß freilich aktuell sein. Die Apachen in Bild und Wort, meinetwegen auch: in Wort und Bild. Der Einband wird natürlich mit einer Vignette versehen.

Ein richtiger Apachentopf, für den ich die Büge schon im Stift habe — vergiß nicht, meine Jodeimütze einzupacken, Berta. Wir müssen im Räubertostüm herumlaufen, sonst haben die Kerls kein Vertrauen zu uns. Du hast doch keine Angst um deinen Papa, Mädchen?“

Sie freute sich über die gute Stimmung ihres Vaters, und daß endlich seine Energie aufgewacht war. Nur ein wenig schrak sie zusammen, als er von dem Apachentopf sprach und dabei einen seltsamen Blick nach der Tür warf.

Wenn es nur nicht so dunkel und stürmisch draußen gewesen wäre und dabei doch so regenlos, wie ein Verhängnis, das sich nicht aus den Wolken lösen kann! —

Während sie packten und Berta sich heimlich überzeugte, daß das unheimliche Schreibwerk verschwunden war, kam Egbert heim. Er pfiff auf dem Korridor ein lustiges Studentenlied und zerrte seinen Reisetoilettenkoffer vom Flurschrank herab.

Nach einer Weile sagte Berta: „Ich muß nun hinüber und ihm ebenfalls helfen, Vater. Herr Lux hat es mir anbefohlen.“

Der Alte sah sie pfiffig an. „Vergreif dich nur nicht in der Tür, Kleine. Ich glaube, der Franzos wird auch nächstens packen.“

Das war seltsam und hing offenbar mit diesem Stimmungswechsel des Vaters zusammen. Aber Berta schwieg und verließ das Zimmer.

Auf dem Korridor begegnete ihr Charles Renard. Er trug Hut und Überzieher und suchte im Ständer nach seinem Schirm.

„Ich will einen Spaziergang in den Tiergarten machen,“ sagte er. „Aber es wird wohl regnen. Ist Ihr Herr Vater zu Haus, Fräulein Specht?“

„Ja. Er hat sich wie gewöhnlich eingeschlossen. Er arbeitet.“

Einen Augenblick ruhten die Blicke der beiden ineinander, forschend, mißtrauisch und feindselig. Dann grüßte der Franzose höflich und verließ das Haus. —

Und die beiden jungen Leute begannen zu packen. Es galt einen Abschied, vielleicht für längere Zeit, aber sie sprachen nicht darüber, sondern das Mädchen kniete stumm vor dem Koffer und legte sorgsam die Sachen hinein, wie Egbert sie ihr reichte. Aber ein Herz war nicht dabei, das glaubte sie nur klopfen zu hören, wenn er sich über sie beugte. Vielleicht war es auch ihr eigenes.

Endlich sagte er: „Ihr Vater war heute auf der Redaktion bei Lux. Sind Sie ihm begegnet?“

„Nein,“ entgegnete Berta und hielt den Atem an. Aber dann setzte sie ruhiger hinzu: „Es wird wegen der Pariser Reise gewesen sein. Ich wüßte sonst nicht —“

„Nein, ich auch nicht. Es fiel mir nur auf, daß Lux auswich, als ich ihn danach fragte — er war überhaupt ungewöhnlich wortkarg und sah etwas angegriffen aus. Wir haben jetzt die rauhen Herbsttage zu erwarten, und ich würde ihm eine Reise in den Süden anraten.“

Berta seufzte. „Sie wissen ja, wie sehr er an der Arbeit hängt; kaum zu einem Spaziergang gönnt er sich die Zeit.“

„Na, heute wollte er wenigstens einen Bummel in den Tiergarten machen. Denken Sie nur, bei diesem Wetter!“

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Gleichgültige und leere Worte, die über den Gedanken des Abschieds hinweghelfen sollten, und dann waren sie doch plötzlich mitten darin.

Denn Berta sagte: „Werden Sie uns zuweilen

aus Paris schreiben? Wie das mit meinem Vater gehen wird, weiß ich schon im voraus; er hatte niemals große Neigung für Familienbriefe.“

„Sie können ja meine Berichte in der Zeitung lesen, Fräulein Berta.“

„Ach ja, was für alle Welt geschrieben ist! Man will aber doch auch etwas Eigenes haben.“

„Also etwas über mich selbst —“

„Ja. Die Wahrheit. Unter dem Strich, im Feuilleton wird immer ausgeschmückt. Aber ich will wissen, wie es Ihnen ergeht — auch wenn Sie in Gefahr gewesen sind.“

„Oder wenn ich leichtsinnig war. Denn Sie dürfen nicht vergessen, daß ich nach Paris gehe.“

Es sollte ein Scherz sein, aber sie blickte ihn so ernsthaft an, daß es ihm leid tat und er ihr die Hand gab.

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, Berta. Ich bin kein Knabe mehr, und wenn auch noch kein Examen über mich abgehalten ist, diese Zeit soll dafür gelten. Wenn ich dann zurückkomme —“

„Ja,“ sagte sie hastig, „hier ist doch Ihre Heimat. — Und nun haben wir den Koffer abgeschlossen, und das Zimmer macht einen öden Eindruck. Kommen Sie mit hinüber, ich werde Ihnen die letzte Unterrichtsstunde geben. So geht der Rest des Tages herum.“

Es wurde aber nicht viel aus dem Unterricht, denn sie horchten beständig auf das Wetter, dessen Ungeßtim immer mehr anwuchs, als ob alle Blätter von den Bäumen herunter müßten.

Berta begann plötzlich von Lux zu sprechen. Jene hingeworfene Bemerkung, daß er einen Spaziergang in den Tiergarten hätte machen wollen, kam ihr wieder in den Sinn, und obwohl es so unendlich alltäglich ist,

daß ein Mann auch im Herbststurm zwischen Bäumen und Büschen wandert, so begann sie doch immer unruhiger zu werden, ohne daß Egbert einen Zusammenhang herausfinden konnte.

Der Maler hatte sich zu den beiden jungen Leuten gesellt, nach ihm kam auch Frau Eugenie, und die nervöse Unruhe des Mädchens wirkte so ansteckend, daß sie alle zusammenfuhren, als plötzlich im Nebenzimmer das Telephon anklingelte.

Willibald Specht ging hinüber und rief gleich darauf nach Egbert. Es war von der Redaktion eine Anfrage gekommen, und der Maler hörte das Gespräch mit an.

Ob vielleicht der Redakteur Lux zufällig dort sei, wurde gefragt. Es sei eine dringende Arbeit zu erledigen, und man habe vergeblich in der Wohnung angefragt.

Egbert antwortete: „Herr Lux wollte einen Spaziergang in den Tiergarten machen. Aber er mußte schon längst zurück sein. Weitere Auskunft kann ich nicht geben.“

Als er das Hörrohr wieder an den Haken hing, fühlte er eine Hand auf seinem Arm. Es war Willibald Specht, der geisterhaft blaß in die niedersinkende Dämmerung hinausstarrte und einige Worte murmelte, aus denen nur der Name Renards zusammenhanglos herausklang.

Dann schellte es an der Korridortür, und als die beiden Männer in das Wohnzimmer zurückkehrten, fanden sie Berta allein, während Frau Eugenie draußen mit jemand verhandelte, eine Zimmertür öffnete und wieder hinter sich schloß.

Die drei horchten.

„Wer war das?“ fragte Egbert. „Die Stimme kam mir bekannt vor.“

Keine Antwort. Sie wußten ja alle, daß Frau Eugenie Kunden empfing, die nicht gestört werden wollten, aber es war eine ungewöhnliche Zeit, und es war die Stimme eines Mannes gewesen.

Dessen Schritt eilte jetzt plötzlich wieder hastig über den Korridor.

Gleich darauf kam Frau Eugenie wieder herein.

Es war jetzt so dunkel geworden, daß Berta die Lampe angezündet hatte, und nun sahen sie das verstörte Gesicht der Frau, die auf einen Stuhl sank und die rechte Hand krampfhaft geschlossen hielt.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie tonlos und ohne jeden theatralischen Affekt, „das ist so sonderbar. Da kommt Herr Renard, während ihr drinnen seid, bittet mich hastig um Licht, und wie ich nach seinem Zimmer komme, hat er schon den Schreibtisch aufgeschlossen und wühlt in einem Haufen Geld. Er stopft es nur so in seine Taschen, wirft mir ein paar Goldstücke zu, sagt, daß er eine Depesche bekommen hätte, und rennt wieder davon. Wenn das eine Ründigung sein soll, so ist sie jedenfalls sehr auffällig, denn die Sachen sind alle zurückgeblieben.“

Sie öffnete die Hand und zählte mechanisch die Goldstücke. Sie war ganz geistesabwesend und reichte die blinkenden Doppelkronen vor sich auf den Tisch — es war fast ein unheimlicher Anblick.

Willibald Specht brach den Bann. „Wirf es von dir,“ sagte er plötzlich, „an diesem Gelde klebt ein Verbrechen. Ich weiß nicht, ob es mit Blut erworben ist, aber ein ehrlicher Mensch nimmt das nicht in die Hand, und ich bin von heute ab ein ehrlicher Mann geworden. Eine Depesche will er bekommen haben, dieser Schwindler? Was er redet, ist Lüge, und was er handelt, ist Betrug — wir werden ihn nicht wieder-

sehen, oder die Gerichte müßten ihren Arm nach ihm ausstrecken. — Kommen Sie mit mir, Herr Linde, wir wollen in die Nacht hinaus und unseren Freund suchen. Wir werden in Paris dunkle Wege zu gehen haben, aber dies ist vielleicht der dunkelste von allen. Der Himmel gäbe, daß er nicht vergeblich ist und nicht zu spät.“

Es war eine Gast und eine Unruhe über ihn gekommen, die um so unheimlicher wirkte, weil die anderen seine Andeutungen nur halb begriffen.

Aber Berta drängte die Männer nach der Tür und sagte zu Egbert: „Wenn ihm etwas zugestoßen ist, bringt ihn hierher. Er hat schon einmal unter unserem Dache eine Zuflucht vor dem Schicksal gefunden, und das Verhängnis sucht immer wieder die alten Wege.“

Dann brach sie in Schluchzen aus, und es waren die ersten Tränen, die Egbert in diesen klaren und mutigen Mädchenaugen sah. —

Die beiden nahmen eine Droschke und fuhren zunächst nach der Wohnung des Vermißten, denn Willibald Specht gebrauchte schon diesen Ausdruck, und er versteckte darunter offenbar einen anderen.

Hans Lux war noch nicht zu Hause eingetroffen. Aber die Witwe, bei der er wohnte, war schon zum zweiten Male von der Redaktion angerufen worden, und sie meinte, es müsse irgend etwas passiert sein, denn ihr Mieter lebe sehr regelmäßig und sei um diese Zeit immer zu Hause.

Dann fuhren die Männer nach dem Brandenburger Thor.

Es war schon vollständig dunkel geworden, und die Linden lagen unter einem Meer von elektrischem Licht. Als sie durch das Thor gefahren waren, rauschte ihnen das Geheimnis der Bäume entgegen.

Specht ließ den Wagen halten.

„Hier müssen wir zu Fuß gehen,“ sagte er. „Unser Weg führt jetzt abseits. Wenn wir etwas finden, dann ist es da, wo das Leben schweigt.“

Er nahm den Arm seines Begleiters.

„Sie sind verwirrt, Sie wissen nicht den Zusammenhang. Aber wir sollen Kameraden sein. Es würde mir das Herz abdrücken, wenn ich neben Ihnen hergehen müßte mit einem Geheimnis.“

Dann begann er zu erzählen von dem Versucher, der an ihn herangetreten war, von seiner eigenen Schwäche und Reue, und was Hans Lux geplant hatte.

„Sie sind zusammengetroffen,“ sagte er, „hier unter diesen Bäumen, an diesem dunklen, stürmischen Nachmittag, wo die Seitenwege des Tiergartens so einsam sind wie der Grunewald zur Nachtzeit. Gehen Sie einmal mit einem Verbrecher Seite an Seite und sagen Sie ihm sein Verbrechen ins Gesicht — Sie haben es in Moabit gelernt, was dann geschehen kann. Denn was dieser Franzosenhund unter meinem Dach ausbrütete, das ist nicht seine einzige Untat. Wenn wir morgen zu den Apachen gehen, so weiß ich, wie sie aussehen, ich habe ja einen davon im Hause gehabt — und vielleicht den Schlimmsten von allen, denn er ist so klug wie ein Teufel.“

So sprach Willibald Specht in seiner hastig flatternden Art, und währenddessen irrten seine Augen zwischen die Bäume, deren Wipfel unter einem regenlosen Winde rauschten.

Sie waren noch nicht ganz in die Dunkelheit gekommen, denn hie und da brannten noch Laternen, die ihr unsicheres Licht auf wirbelnde Blätter warfen und jetzt über einen Polizeihelm hinblitzten.

Egbert, der weniger planlos war als sein Begleiter,

rief den Beamten an und fragte, ob er schon lange hier auf Posten sei.

„Seit vier Stunden,“ sagte der Mann. „Ich erwarte jeden Augenblick meine Ablösung.“

„Sind viele Leute hier vorübergekommen?“

„Nein. Es ist ein vorgeschobener Posten, und bei diesem Wetter —“

„Ganz recht. Vielleicht aber doch zwei Männer, ein großer bartloser, der andere kleiner und mit einem schwarzen Henriquatre?“

„Ja, die sind mir aufgefallen. Sie gingen dort links nach dem einsamsten Teil des Tiergartens.“

„Stritten sie miteinander?“

„Daß ich nicht sagen könnte. Weshalb?“

„Es ist ein Verbrechen geschehen,“ sagte Willibald aufgeregt. „Der eine wird vermißt, der andere hat die Flucht ergriffen. Er wird um diese Stunde Berlin schon verlassen haben.“

Die Ablösung kam in diesem Augenblick heran, und die beiden Beamten sprachen halblaut miteinander.

Dann sagte der zweite: „Mein Kollege wird Sie führen, meine Herren. Wenn wirklich etwas an der Sache ist, dann kann es sich nur um einen einzigen Platz handeln, der wenige Minuten von hier und tatsächlich sehr einsam liegt. Ein Hilferuf ist nicht gehört worden, aber bei diesem Sturm will das nichts bedeuten. Waren die beiden Männer verfeindet? Für gewöhnlich geht man dann nicht zusammen spazieren.“

Willibald Specht schüttelte den Kopf. „Sie sind erst auf dem Wege Gegner geworden. Mehr kann ich auch nicht sagen.“

Der abgelöste Schutzmann hatte seine elektrische Taschenlampe angeknipst und die Browningpistole gelockert, mit der die Beamten seit einiger Zeit in den

entlegenen und von Gesindel durchstreiften Gegenden des Tiergartens ausgerüstet wurden. Er winkte nur mit den Augen, aber diese stumme Gebärde und sein tieferstes Gesicht verrieten hinreichend, daß er auf alles gefaßt war.

Es kam noch hinzu, daß der Wind urplötzlich aufhörte, als ob die Natur den Atem anhielte, um zu lauschen, und jetzt vernahm man auch einen schwachen Ruf, der sich indessen nicht wiederholte und die erneut eintretende Stille um so unheimlicher empfinden ließ.

Sie drangen in das Gebüsch. Der Laut hatte ihnen die Richtung gegeben, und er machte das Einhalten der Wege überflüssig. Der Schutzmann war mehrere Schritte voraus, und der Lichtfunke seiner kleinen Laterne wurde bisweilen durch die Stämme verdeckt. Dann war es ganz finster.

Egbert sagte zu seinem Begleiter: „In den Verbrechertneipen von Paris werde ich mich nicht fürchten, aber dies ist schrecklich, denn wir wissen nicht, was die nächste Minute bringen wird.“

Ein schriller Pfiff.

Sie glaubten zuerst, daß eine ganze Bande aus ihren Schlupfwinkeln aufgestöbert sei, denn der Tiergarten war plötzlich lebendig geworden, und es rauschte überall in den Büschen. Aber das waren nur die Krähen, die in den Zweigen der Bäume nisteten.

Dann erhob sich die Stimme des Schutzmanns: „Hierher, meine Herren!“

Hans Lux lag unter einem Baume zwischen zusammengewehten Blättern, und das Licht der Laterne fiel auf sein blaßes Gesicht. Als Willibald Specht und Egbert herankamen, hatte der Beamte ihm bereits Rock und Weste geöffnet und seine Verbandtasche zum Vorschein gebracht.

„Es ist ein Stich in die rechte Brust,“ sagte er gedämpft. „Der Blutverlust scheint ziemlich stark, aber er lebt und hatte noch die Kraft zu rufen. Jetzt hat die Schwäche ihn ohnmächtig gemacht. — Aha, da kommt mein Kollege!“

Nun war die Einsamkeit plötzlich unterbrochen. Die Notsignale der Beamten wurden schnell beantwortet, und es sammelte sich nach und nach ein ganzes Aufgebot von Schutzleuten um den Ort des Verbrechens. Von dem Hauptwege wurde eine Droschke requiriert, auch ein Arzt fand sich zufällig, der die Untersuchung vornahm.

Der Mann der Wissenschaft gab das erste vorläufige Gutachten ab. „Der Stich ist durch die Kleidung abgeschwächt worden,“ sagte er, „es sind keine edleren Teile verletzt. Aber der Verwundete leidet im hohen Grade an der Lungenschwindsucht, und bei dem verhältnismäßig starken Blutverlust ist eine ernste Komplikation nicht ausgeschlossen. Frauenpflege ist hier nötiger als alle Medizin. Aber ich sehe, daß der Herr keinen Trauring trägt.“

Willibald Specht entgegnete: „Es werden zwei Frauen um ihn sein. Dieser Mann soll nicht von bezahlten Händen gepflegt werden. Es gibt eine Dankbarkeit und eine Liebe, meine Herren, die manchmal noch über den Trauring hinausgeht.“

* * *

Im Laufe des nächsten Tages reisten Willibald Specht und Egbert Linde ab, denn der Chefredakteur Doktor Barthausen hatte sie nun einmal für das Pariser Unternehmen engagiert, und wo es das Interesse seiner Zeitung galt, kannte er keine Rücksichten und keine Sentimentalität.

„Die Presse lebt stets im Felde,“ hatte er zum Abschied gesagt, „und die Lücken der Gefallenen werden sofort ausgefüllt.“

Dennoch beabsichtigten sie einen Umweg über Jena, denn Egbert wollte seinen Vater begrüßen.

Hans Lux war in die Wohnung des Malers gebracht worden und dort bald zum Bewußtsein gekommen; er fühlte sich imstande, noch an demselben Abend einem Polizeikommissar gegenüber seine Aussage zu erstatten, die freilich spärlich genug ausfiel.

Er habe den bei Willibald Specht wohnenden Franzosen Renard dort kennen gelernt und schon seit längerer Zeit im Verdacht der Spionage gehabt, obwohl keine greifbaren Beweise vorlagen. Um sich Gewißheit zu verschaffen, sei er wie zufällig mit dem Manne im Tiergarten zusammengetroffen und habe das Gespräch auf Politik gebracht. Der Franzose müsse an Verrat und Verhaftung gedacht haben, denn an einer einsamen Stelle des Tiergartens sei er plötzlich über ihn hergefallen, hätte ihn mit einem Dolchmesser verwundet und die Flucht ergriffen.

Der Kommissar hatte sodann die verlassene Wohnung des Verbrechers durchsucht, aber nichts Verdächtiges vorgefunden; eine Verfolgung erschien zunächst aussichtslos, denn man wußte nicht einmal, ob der Name richtig angegeben war.

Über diese Dinge redeten die beiden Reisenden miteinander, und obwohl sie wußten, daß Hans Lux aus Rücksicht auf Bertas Vater den wahren Zusammenhang verschwiegen hatte, so machten sie doch den Versuch, sich darüber hinwegzutäuschen.

Bis der Zufall es fügte, daß sie beide allein im Abteil waren und kein Lauscher sich in der Nähe befand.

Da legte Willibald Specht die Hand auf den Arm

seines Gefährten und sagte halblaut: „Ich habe das Manuskript des Franzosen an Lux gegeben. Es war zuerst meine Absicht, dieses unheimliche Schriftstück zu vernichten, aber Lux bestand darauf, es zu lesen, und als ich von ihm Abschied nahm, lag es unter seinem Kopfkissen. Glauben Sie, daß der Verfasser jemals daran denken wird, sein Eigentum von uns zurückzufordern?“

„Ich werde ihn danach fragen,“ entgegnete Egbert, und als der Maler verwundert aufblickte, fuhr er fort: „Neben der Aufgabe, die wir in Paris zu erfüllen haben, gibt es für mich noch eine zweite zu lösen. Gestern haben Sie mir gebeichtet, ich will heute Ihnen gegenüber Gleiches mit Gleichem vergelten.“

Und dann begann er von Rätke zu erzählen und den beiden Briefen, die sie miteinander gewechselt hatten, und von den Briefen seines eigenen Vaters.

Zum Schluß sagte er: „Hier laufen die Fäden der Begebenheiten zusammen. Es ist wie einer jener Kriminalromane aus dem Leben, die ich in Moabit kennen gelernt habe. Das Papier, das Jules Renard Ihnen zur Verfügung stellte, stammt offenbar aus dem Diebstahl bei Tonndorf, und damit ist ein Zusammenhang zwischen Renard und Rätkes damaligem Verlobten hergestellt. Wiederum mußte kein Mensch in Paris etwas von Ihren Fähigkeiten als das Mädchen allein, denn ich selbst hatte es ihr, allerdings ganz beiläufig, geschrieben, und diese Tatsache schließt den Ring der Beweise. Wir gehen jetzt zu den Apachen, und mir sagt meine Ahnung, daß wir in dem Kreis dieser Verworfenen jene drei Menschen wiederfinden werden. Ob wir die Verlorene retten können, weiß ich nicht, der nächste dazu ist ihr eigener Vater, und aus diesem Grunde machen wir den Umweg über Jena. Aber

die beiden anderen will ich so lange suchen, bis sie in meinen Händen sind, und dann werden wir miteinander abrechnen. Wenn Sie, Herr Specht, nun noch eine Frage zu stellen haben, dann bin ich bereit, sie offen und ehrlich zu beantworten.“

„Eine einzige,“ entgegnete Willibald Specht. „Ihre Liebe zu diesem Mädchen ist tot?“

„Sie war eine Täuschung von Anbeginn. Mein Herz gehört einer anderen, und ich brauche Ihnen den Namen nicht zu nennen. Diese Liebe geht vielleicht über Gräber, aber es ist ein wahres Wort, daß den Lebenden die Welt gehört, denn das Leben behauptet überall sein Recht.“

* * *

Als über diesen Tag der Abend niederging, begann Hans Lux von den beiden Reisenden zu sprechen und sagte, daß er demnächst selbst eine Reise antreten werde.

Sie hatten ihn in Egberts Zimmer untergebracht, und Berta wich nicht von seiner Seite. Als aber diese Andeutung von einer bevorstehenden Reise fiel, da wurde sie unruhig und wollte nach dem Arzt schicken.

„Tun Sie das nicht,“ bat er, „ich möchte viel lieber mit Ihnen plaudern. Wir wollen die Lampe anzünden und die Vorhänge niederlassen. Draußen ist es ja doch dunkel geworden.“

„Nicht so dunkel wie gestern um diese Zeit,“ entgegnete sie.

„Das ist eine Täuschung, Berta. Gestern waren Sie um mich in Sorge, obwohl kein Mensch diesen Ausgang ahnen konnte. Wissen Sie noch, an meinem Geburtstag verglich ich Sie mit der germanischen Seherin Velleda. Ich glaube, Sie haben wirklich einen Blick für das Kommende.“

Als sie dann etwas erwidern wollte, hob er die durchsichtige Hand und drohte mit dem Finger.

„Nein, davon sollen Sie nicht sprechen. Ich weiß, daß Liebe ahnen kann, aber zwischen uns beiden ist es niemals so gewesen wie zwischen zwei jungen blühenden Menschenkindern. Nur Freundschaft, Berta, und ein bißchen gegenseitige Achtung. Wollen wir uns nicht ‚Du‘ nennen? Wir hätten das längst tun sollen.“

Sie hatte die Lampe angezündet und glättete ihm das Rissen. „Du solltest schlafen, Hans.“

„Später. Jetzt setz dich auf diesen Stuhl, so daß dein Gesicht im Lichtkreis ist. Schön bist du doch, das kann ich dir jetzt ganz ruhig sagen, und ein anderer weiß es auch. Der arme Kerl, er muß jetzt unter die Apachen und würde gewiß viel lieber hier sitzen.“

„Er ist in seinem Beruf, Hans.“

„Natürlich, deshalb habe ich ihn ja hinausgeschickt. Wenn er seine Schuldigkeit tut, dann soll er fest bei der Redaktion angestellt werden, ich habe schon mit dem Chef darüber gesprochen. Er kriegt meine Stelle.“

„Die hast du doch selbst, Hans!“

„Die Stelle, die ich kriege, wünsche ich ihm nicht. — Warum weinst du, Berta?“

Sie konnte es nicht mehr ertragen und ging hinaus — wohl auch in der Hoffnung, daß er zur Ruhe kommen und einschlafen würde.

Aber als sie nach einiger Zeit leise zurückkehrte, lag er in dem Manuskript, das unter seinem Rissen gelegen hatte.

„Dies ist das Werk, mit dem die deutsche Literatur betrogen werden sollte,“ sagte er. „Ich bewundere den Geist des Verfassers. Es ist seltsam, wie nahe die Gegensätze beisammen wohnen. Und es ist traurig,

daß wir fälschen müssen, um das Ohr der Menge zu gewinnen. Hast du ein Licht?"

„Ist es dir zu dunkel?“ fragte sie angstvoll. „Die Lampe brennt doch ganz hell!“

„Nein, das, woran du denkst, kommt erst später — vielleicht um Mitternacht oder gegen Morgen. Aber ich möchte dennoch die offene Flamme sehen.“

Als sie ihm den Willen getan und eine Kerze angezündet hatte, nahm er das Manuskript in die Hand.

„Es ist schade darum. Aber die Literaturgeschichte will wissen, daß Lessing es mit seinem Original ebenso gemacht habe. Und wenn die Asche zerstoßen ist, dann hat auch die Erinnerung ihr Grab gefunden.“

Ein loderndes Aufflammen, dann legte Hans Lux sich in die Kissen zurück und wurde ganz still.

Aber die Genossin seiner Arbeit ging nicht wieder hinaus, sondern sie verschleierte nur ein wenig die Lampe und setzte sich dicht neben das Lager, denn seine Stimme hatte sehr matt geklungen.

Sie wußte jetzt, daß er sterben werde. „Etwas früher und schneller, als es sonst der Fall gewesen wäre,“ dachte sie bei sich — „wer weiß, ob das nicht ganz gut ist.“

Denn dieser Ritter vom Geist war immer ein großer Arbeiter gewesen, der das Dämmern und die lang-samen Übergänge haßte. Wenn sein schleichendes Übel ihn zur Untätigkeit gezwungen hätte, dann wäre er grämlich und mißmutig geworden, nun aber war es nur wie ein Sonntag nach der heißen Werktagswoche — und morgen war es nichts mehr.

Das Dämmern aber kam dennoch.

Da sprach er halblaut vor sich hin und offenbarte seine tiefsten Gedanken, denn die kommen erst qualler-lekt, und sie sind wie ein umflortes Licht.

„Trauern um Tote ist eine Torheit,“ sagte er. „Denn die Toten haben es sehr gut.“

Und zuletzt kam es flüsternd heraus, daß Jugend und Liebe alle Lücken ausfüllen.

Um zehn Uhr ging Berta hinüber zu ihrer Mutter. Sie hatte noch soeben einer späten Kundin die Zukunft gewahrsagt, die Karten lagen noch verstreut auf dem Tisch, nur das Treffas, das nach den Gesetzen der schwarzen Kunst allemal den Tod bedeutet, war heruntergefallen.

Berta hob es auf und sagte sehr leise: „Diesmal haben die Karten recht. Er ist soeben eingeschlafen.“

Die müde und vergräunte Frau nickte mit dem weißen Kopf. „Ich wußte es. Der Doktor hatte mir davon gesagt. Wollte er keinen Notar?“

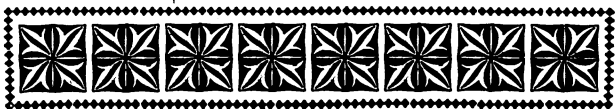
„Nein, Mutter. Aber ich kenne seinen letzten Willen.“

„Ein Vermächtnis?“

„Ja — und ich will es erfüllen.“

(Fortsetzung folgt.)





Die Zukunft Marokkos.

Von E. E. Weber.

Mit 3 Bildern.



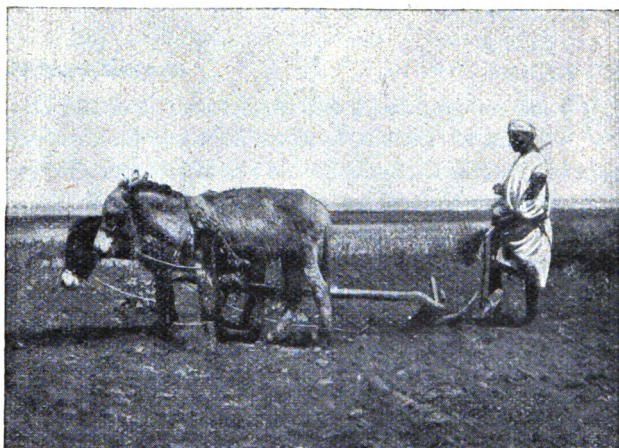
(Nachdruck verboten.)

Nachdem Frankreich das Protektorat über Marokko übernommen hat, werden nicht nur im Lauf der Zeit die inneren Verhältnisse die bisher fehlende Sicherheit erhalten, sondern es wird nun auch zur Nutzbarmachung der natürlichen Reichtümer dieses vielfältig bevorzugten Landes geschritten werden können. Bekannt ist, daß die gebirgigen Teile große Mineralschätze bergen, die heute noch so gut wie völlig brachliegen. Mehr aber noch wird Marokko ein Betätigungsfeld für den Landwirt werden. Es bedarf hier für weite Gebiete nur der modernen Bearbeitung und einer Verbesserung der Verkehrsmittel zur Erleichterung des Absatzes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, dann wird sich bald ein wahres Dorado für tatkräftige, fachmännisch geschulte Landwirte auf tun.

Ein breiter Gürtel fruchtbarer Schwarzerde durchzieht die subatlantischen Ebenen. Weiter landeinwärts, im Steppengebiet, kann sich die Viehzucht aufs beste entwickeln. Man zählt dort schon jetzt 40 Millionen Schafe, die zumeist sehr gute Wolle liefern, 11 Millionen Ziegen und 6 Millionen Rinder. Dazu kommen noch bedeutende Mengen von Pferden, Eseln, Maultieren und Kamelen. Am Fuß des Atlas zieht sich die Zone

der Fruchtbäume hin, die alle Fruchtarten des südlichen Europas aufweist.

An Feldfrüchten gewinnt man gegenwärtig in Marokko Weizen, Gerste, Mais, Hirse und Bohnen. Wenn die Landwirtschaft heute noch auf einer erstaunlich tiefen Stufe steht, so ist dies auf verschiedene Gründe zurückzuführen. Die meiste Schuld daran trägt die



Beaderung des Feldes mit dem Holzpflug.

Stumpfheit der Bewohner und ihre Abschließung von den europäischen Fortschritten. Der marokkanische Bauer wollte absichtlich nichts von ausländischen Neuerungen wissen. Und so beackerte er und beackert er noch jetzt sein Feld mit einem äußerst primitiven Holzpflug, dessen schmale Pflugschar den Boden nur ganz oberflächlich durchfurcht.

Sodann ließ das herrschende Ausbeutungssystem eine kräftigere Regsamkeit auf die Dauer überhaupt nicht aufkommen. Erfreute sich ein Bauer wirklich ein-

mal einer größeren Wohlhabenheit, so fand der als Gouverneur eingesezte Pascha alsbald Mittel und Wege, ihn gehörig anzuzapfen. Unter irgend einem Vorwand wurde er gefänglich eingezogen, man erhob gegen ihn eine Anklage und setzte ihm so lange zu, bis er sich zu einer Ablösungssumme verstand, die dann in die Tasche des Paschas wanderte. Unter diesen Umständen war



Einsammlung des Getreides in Bastnehen.

es für den marokkanischen Bauer ersprißlicher, seine Äcker nur so weit zu bestellen, daß sie ihm den notdürftigsten Lebensunterhalt gewährten. Er säte sein Korn aus, sammelte das Getreide in Bastnehen ein und schaffte die geringe Ernte auf dem Ramel nach seiner verfallenen Lehmhütte.

Endlich wurde der landwirtschaftliche Aufschwung dadurch gehemmt, daß die Ausfuhr der Landeserzeugnisse entweder gänzlich verboten oder nur in beschränktem Maße gestattet war. Erst mit der Festschzung der Fran-

zosen in Casablanca wurden diese hinderlichen Verordnungen etwas erleichtert. Jetzt zogen zwar die Kamele, beladen mit den das Getreide enthaltenden Ledersäcken, nach der Hafenstadt, aber dort fehlte es wieder an Lagerräumen zur Unterbringung der angesammelten Vorräte. Man schüttete das Getreide einfach in großen Haufen im Freien auf und mußte oft wochenlang warten, bis man es zum Verkauf und zur Verschiffung bringen konnte.

Diese Verzögerung hatte allerdings auch eine gute Seite. Der marokkanische Bauer reinigt das Getreide für den eigenen Bedarf überhaupt nicht. Während der Lagerzeit in Casablanca fand sich nun wenigstens Gelegenheit, die Körnerfrüchte mit der Fege von den größten Beimischungen zu befreien. —

Wenden wir uns jetzt zu der Frage, wie die Bedingungen für europäische Landwirte liegen, die sich in Marokko unter dem Schutz der französischen Herrschaft als Ansiedler niederlassen, und nach welchen Gesichtspunkten sie dabei zu verfahren haben.

Als Kolonisationsgebiet für europäische Landwirte kommt in erster Linie die Schauja, die große Ebene, in Betracht, die etwa 20 Kilometer von Casablanca beginnt und sich über 40 Quadratkilometer erstreckt. Sie weist für den Anbau von Getreide, für die Anlegung von Weingärten sowie für die Zucht von Rindern, Schafen und Schweinen trefflich geeignete Striche auf. Man kann sie mit einer großen Schüssel vergleichen, an deren Rand die Schwarzerde nur 25 bis 30 Zentimeter stark ist, während in der Mitte ein großes Rechteck liegt, wo die Fruchterde eine Stärke von 2 bis 3 Metern erreicht. Dieses Rechteck ist nach der einen Seite hin etwa 20 Kilometer von Mediauna, auf der anderen etwa 40 Kilometer von Casablanca entfernt, so daß

der Transport der landwirtschaftlichen Erzeugnisse mittels Ochsenkarren nicht zu teuer zu stehen kommt. Denn dieses Transportmittels wird man sich für längere Zeit immer noch bedienen müssen, vorausgesetzt, daß die Entfernung nach dem Exportplatz nicht mehr als 40 bis 50 Kilometer beträgt. Selbst wenn in Zukunft Eisenbahnen gebaut werden, wird sich daran vorerst



Beladung des Kamels mit den Bastnehen.

nichts ändern. Denn die Frachten werden anfänglich wahrscheinlich so hoch sein, daß eine Beförderung der Landesprodukte auf der Eisenbahn zu teuer wird. Der Transport auf Ochsenkarren beläuft sich aber für die erwähnte Entfernung bei 100 Kilogramm Getreide nur auf etwa 80 Pfennig.

Die Schauja ist fast allenthalben durch die Marokkaner urbar gemacht. Zwar finden sich an einigen Punkten Stümpfe von Palmen und Unkrautflächen, aber sie lassen sich mit dem Pflug leicht umbrechen. Auch braucht

man nicht die Urbarmachung im ersten Jahr nach dem Ankauf vollständig durchzuführen, sondern kann dabei schrittweise vorgehen.

Die Bodenankäufe werden erleichtert durch die sogenannten Arabischen Bureaus, die die französische Regierung in Casablanca und anderen Orten errichtet hat. An ihrer Spitze steht ein Offizier. Durch die Abwicklung des Kaufgeschäftes in diesen Bureaus entgeht der Käufer der Gefahr, betrogen zu werden. Denn der Raid darf den Verkauf nur vor dem Offizier vornehmen, und der Radi liefert den Kaufvertrag nur dann aus, wenn er sich überzeugt hat, daß der Verkäufer auch der rechtmäßige Eigentümer des betreffenden Landstückes ist. Der Ankauf kann entweder unmittelbar von den Marokkanern oder durch Agenten erfolgen. Der erstere Fall ist indessen nur empfehlenswert, wenn der Käufer die Landessprache und die Eigenart der Eingeborenen kennt und sich schon längere Zeit in der Gegend, wo er sich ansiedeln will, aufgehalten hat. Von den Eingeborenen kann man den Hektar für 80 bis 100 Mark erstehen, aus zweiter Hand kostet er dagegen bis zu 160 Mark. Der Preis hat sich innerhalb zweier Jahre verdreifacht und wird auch weiterhin noch schnell steigen.

Nur selten kann man darauf rechnen, ein großes Gelände auf einmal anzukaufen. Meist kann man anfänglich nur ein kleines Besitztum erwerben. Ist man aber in der Nachbarschaft bekannt geworden, so lassen sich weitere Bodenankäufe sehr schnell zur Ausführung bringen.

Wasser ist überall in der Ebene vorhanden. Ein reicher Grundwasserstrom durchzieht sie in einer Tiefe von 30 bis 50 Metern. Die hier nach europäischem System angelegten Brunnen sind unerschöpflich. Auch wer

keine Viehzucht treiben will, soll doch auf die Anlegung eines modernen Brunnens auf seiner Farm bedacht sein. Denn die vorhandenen marokkanischen Brunnen sind sehr eng und leiden unter häufigen Einstürzen. Die Marokkaner heben das Wasser aus den Brunnen in Säcken aus Schaffellen heraus, die von Mauleseln



Getreidetransport in Leberfäcken.

herausgezogen werden. Dieses Verfahren wird auf einer größeren Besitzung, wo tagtäglich Wasser gebraucht wird, sehr kostspielig, da sich die Säcke und Seile sehr schnell abnützen.

Bevor man ein Gelände erwirbt, muß man sich klar sein, was man hauptsächlich treiben will. Weite Ackerflächen mit tiefgründigem, mergel- und kalkhaltigen Kulturboden für den Anbau von Getreide sind in großer Anzahl zu haben. Die Randgebiete mit leichterem, rötlichem Boden können zur Anlage von Weinbergen benützt werden. Die mehr steinigten Gegenden bieten

treffliche Gelegenheit zu Hütungen von Schafen. Die niedrigeren, feuchten Striche in der Nähe der Wälder lassen sich zur Aufzucht von Rindern und Schweinen verwerten. Man muß sich also entscheiden, welchen



Lagernde Getreidehaufen bei Casablanca.

dieser landwirtschaftlichen Zweige man wählen will, und danach das betreffende Gelände ankaufen.

Die Preise für Getreide sind augenblicklich noch gering. Aber trotzdem wird sich das in die Äcker hineingesteckte Kapital mit der Zeit gut verzinsen. Denn einmal wird sich der Wert der Landgüter in kurzem steigern, sodann werden aber auch die Erträge aus ihnen durch eine zweckmäßige Kultur wesentlich zunehmen. Doch ist es nötig, daß der neue Ansiedler über ein ausreichendes Kapital verfügt. Rechnet man den Ankaufspreis, die Beschaffung der Saat und die Unkosten für die Bearbeitung zusammen, so sind für jeden Hektar rund 240 Mark in Anschlag zu bringen.

Der schwere Boden muß sehr schnell bearbeitet und bestellt werden. Denn nach den großen Regen klebt er förmlich zusammen, und nach der lange andauernden Trockenheit wird er so hart, daß in ihn kein Ackergerät eindringen kann. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß die Bestellung der Felder im Frühjahr ausgeführt wird. In dieser Zeit verläuft die Feldarbeit nicht nur am leichtesten, sondern es wird auch durch die rechtzeitige Bestellung eine Austrocknung der Fruchterde vermieden, die Verfestigung der Nährstoffe gefördert und für eine feine Zerkleinerung des Bodens gesorgt. Die Folge der Frühjahrsbestellung ist dann, daß sich in den



Reinigung des Getreides mit der Flegel.

Feldern auch noch im Sommer genügende Feuchtigkeit vorfindet, wodurch natürlich ihre Erträge wachsen.

Bei einer solchen Bestellungsweise liefert in guten Jahren ein Hektar 30 Zentner Hafer und 20 bis 30 Zentner Brotgetreide. Aber man muß auch schlechte Jahre

in Betracht ziehen. Berücksichtigt man auch diese, so läßt sich ohne Überschwenglichkeit behaupten, daß ein Hektar durchschnittlich 15 Zentner Getreide liefert.

Für sehr große Landgüter muß, da, wie erwähnt,



Viehmarkt in Casablanca.

die Bestellung sehr schnell zu erfolgen hat, ein Dampfpflug beschafft werden. Seine Lokomobile kann sowohl mit Petroleum als auch mit Kohlen geheizt werden, da beide im Sommer bei der Ablieferung des Getreides in den Exportplätzen auf dem Rückweg mit heimgebracht werden können.

Die Viehhaltung wird sich hinsichtlich der Art und Zahl der Köpfe nach der Beschaffenheit des Geländes zu richten haben, das man erwirbt. Am besten ist es, wenn man anfänglich die einheimischen Rassen, die an das Klima gewöhnt sind, bevorzugt und erst, wenn man Erfahrungen gesammelt hat, zum Import von europäischem Vieh zu Zuchtzwecken übergeht. Die ein-

heimischen Rassen sind, wie ein Besuch des Viehmarktes in Casablanca lehrt, an sich gut und werden sich bei angemessener Pflege noch erheblich verbessern lassen, so daß auch die Viehzucht einen ansehnlichen Verdienst abwerfen wird.

Ausdrücklich gewarnt sei aber davor, mit zu geringem Kapital nach Marokko zu gehen. Zwergwirtschaften können nur zum Ruin des Europäers führen. Denn die Kosten für die verschiedenen Anschaffungen sind anfänglich so bedeutend, daß eine kleine Wirtschaft die Verzinsung und Abtragung unmöglich aufbringen kann. Einen geringeren Umfang als 150 Hektar sollte daher eine Besizung auf keinen Fall haben.



Die Ansiedlung eines Europäers in der ersten Zeit.

Die beste Zeit für die erste Ansiedlung fällt auf die Monate März bis Juli, wenn die großen Regen vorübergegangen sind. Man hat dann genügende Muße zur Errichtung des einstweiligen Wohnhauses und des

unentbehrlichen Geräteschuppens, kann für die Herbeischaffung der landwirtschaftlichen Maschinen sorgen und sich mit dem Betrieb, den man in Aussicht nimmt, vertraut machen.

Die Schauja ist keineswegs das einzige fruchtbare Gebiet Marokkos. Tiefgründige Schwarzerde findet sich vielmehr auch vor in den Landschaften Gharb bei Larasch, Duktula bei Masagan, Abda bei Saffi sowie Schiadma und Gaha bei Mogador.





Sousous erste Liebe.

Eine Geschichte aus der Sommerfrische.

Von Karen Jagerdt.

(Nachdruck verboten.)

Warum so viele Menschen? — So hatte ich mich während meines Sommerurlaubs bisweilen mit einigem Unbehagen gefragt.

Entweder sie mögen dich nicht leiden; dann ärgern sie sich, dir fühlbar, an deiner mißlungenen Nase, deinem sonnenverblichenen Bergkostüm, deiner Vorliebe, zu früh von Tisch aufzustehen, deiner Art und Weise, dich in Kreuzform allein mitten auf den Abhang zu legen. Sie wollen beileibe nichts mit dir zu tun haben; aber sie finden es doch unfein, burschikos, ja geradezu unpassend von dir, daß du allein und trotzdem scheinbar in vollem Behagen mit den Wolken verkehrst.

Oder sie lieben dich. Dann sind die Minuten deiner göttlichen Freiheit gezählt! Beim ersten Frühstücksbrötchen mußt du bekennen, was du heute, morgen, übermorgen, und zwar je bei gutem, mittelmäßigem und schlechtem Wetter vorhast, was du dazu anziehen, wieviel Butterbrote du mitnehmen willst, wie oft du dich unterwegs hinzusetzen gedenkst, ob außer ihnen und dir noch jemand aufgefordert werden soll, und

wann du dich jeden Tag wecken lassen willst. Wenn du dich zurückziehst, um einen Brief zu schreiben, finden sie deine Korrespondenz übertrieben; doch flechten sie gern ein, daß sie später recht oft von dir hören möchten. Sie fragen dich, wo du in den nächsten zehn Jahren deinen Sommerurlaub verbringen willst, und wollen sich dann gern nach dir richten; nur müßte man sich gleich entscheiden wohin.

Also diesmal klüger sein! Vorsaison mit leeren Zügen, billigen Pensionen, Frühlingsblumen, herber Frische der Temperatur und vielleicht — einem neuen Freund, einer neuen Freundin, die zu gleicher Zeit wandern, plaudern, arbeiten und — allein sein möchten wie ich.

Ja, du alte Egoistin, so soll dir's passen: im Mai bereits ins Hochgebirge! Dann ist dort kein Lachstiefel weit und breit. Wohin aber? Leider bin ich zu alt, um nur mein Organ der Wald- und Wiesenfreude, das immer intakt ist, zu Rate zu ziehen. Die schwächsten Kinder verzieht man billigerweise am meisten, ich frage also meine Lunge.

Davos? „Da sieht man ja vor Häusern die Berge nicht mehr.“ Arosa? „Zu enge.“ St. Moritz? „Da kocht der Himmel jetzt für die Gummischneeschuhe Schokoladencreme mit Schlagfahne.“ Riesengebirge? Schwarzwald? „Unter sechzehnhundert Meter.“

Ich war ratlos, fühlte aber irgendwo im Gehirn die schmerzhafteste Wiedergeburt einer früheren Vorstellung. Ein Alpenführer mußte helfen. Ich blätterte in „Graubünden“, im „Bernern Oberland“, im „Wallis“ — ja, da war es doch, im Rhonetal, irgendwo vor der Einfahrt ins Simplonloch! Die Blätter flogen jetzt, ich riß im Eifer eine Seite halb durch; aber dafür strahlte mir auch unmittelbar neben dem Riß ein Stern ent-

gegen, und danken stand zu lesen: „Moralavena.“ Ich atmete auf. „Moralavena, Moralavena!“ wiederholte ich mehrmals und berauschte mich an der Melodie dieses Namens.

Schnell wurde Urlaub genommen, der Koffer gepackt. Da las ich in der Zeitung von Neuschnee und Sturm in den Alpen. Nun, zunächst ein paar Tage Lugano waren auch nicht zu verachten.

O Lugano — Castagnola, o Villa Morico! Dieser süße Glyzinienduft an der Eingangspforte, diese Terrassen voll Rosen, die klappernden Palmenwedel, die närrisch schwägende Spottdroffel, der erleichternde, erheiternde Blick auf den friedlichen, sonnigen See und den komischen Riesenhut, den man San Salvatore heißt, die beglückend reiche Farbenpracht von Himmel und Luft, von Wasser und Wiese, von Dorf und ferner Stadt! Welche Versuchung!

Aber ich blieb tapfer. Die holde Luft, die lieblosende Sonne und — die guten, viel zu guten Fleischtöpfe dort verweichlichen. Hinein also in die langen, weitgeöffneten Arme des Rhoncetals, bis der alte Burgturm von Nogubi zum Aussteigen mahnte.

„Facteur!“ Ja, Gepäckträger gab es noch nicht. Voraison! Aber die Drahtseilbahn, natürlich die nach Moralavena, hatte ich vom Zuge aus gesehen. Also, wie sehr auch der Handkoffer nach unten zog, schleunigst über die Rhonebrücke und auf die gerade Linie zu, die da an der Fergwand in die Höhe kletterte.

Glücklicherweise kam ein Jüngling des Weges; den fragte ich, im stillen auf seine unverwundene Herzensgüte hoffend, nach einem Kofferträger. Meine Menschenkenntnis übertraf meine Sachkenntnis. Er hob mein Gepäck gutmütig auf seine Schulter, sagte aber

etwas ironisch: „Aber Madame, das ist nicht die Drahtseilbahn nach Morolavena.“

Ach, die gerade Linie war ein künstlicher Wasserlauf. Mein Ziel aber lag entgegengesetzt, am Nordrande des Rhonetals. Also umgedreht, wieder über den Fluß, wieder am Bahnhof vorbei und auf die richtige Station zu.

Unterwegs war Zeit genug, um mit dem jungen Manne eine Unterhaltung anzuknüpfen; ich tat es in dem Wunsche, mein ehemals klassisches Französisch nun wieder zu ölen. Er sprach es recht merkwürdig aus. Aber meine sinkende Hochachtung schwoll wieder an, als er mir erzählte, sein Vater sei „Präsident der Gemeinde Ribogne“.

Präsidentensohn! Ribogne? Kenne ich nicht, aber im Wallis gibt es ja so ungeheuer reiche Ortschaften. Durfte ich dem Präsidentensohn ein Trinkgeld anbieten? Solche Zweifel sind mir immer geradezu eine Qual. Am besten, man fragt.

Ich wurde etwas rot, mein Französisch etwas blaß, aber ich fragte.

„Aber gewiß, Madame!“ sagte er munter, und die Hand des Präsidentensohnes blieb zärtlich mit meinem blanken, in Berlin eingewechselten Frankenstück beisammen im Dunkel einer Ribogner Hosentasche, solange ich den davonschreitenden Jüngling in Sicht hatte.

Ich nahm meine Fahrkarte. Da stand auch schon das Bähnele, genau so ein feder, rotlackierter Käfer wie seine Kollegen am blauen Lago Ceresio. Das Kursbuch versprach vorzüglichen Anschluß.

Mit einem Drücker wurde mir ein Abteil geöffnet. Ich stieg ein. Die Tür fiel ins Schloß. Mann und Drücker verschwanden — die Maus in der Falle. Aber

es mußte ja gleich aufwärts gehen in die freie Höhe, die unbeschränkte Weite, die frische, reine Bergluft.

Ich sah mich um. Kein Mensch weiter drin. Ich sah aus dem Fenster. Kein Passagier auf dem kleinen Bahnsteig. Ich kletterte auf die Bank, um in die anderen Abteile hineinzusehen. Alles leer. Ganz oben schimmerte aber der rote Rand einer Mütze. Das mußte der Führer sein. Doch er fuhr nicht ab. Er fuhr absolut nicht ab. Es dauerte fünf, zehn, fünfzehn Minuten — er fuhr nicht ab. Ich räusperte mich. Die Mütze rührte sich nicht.

Zwanzig Minuten, fünfundzwanzig Minuten! Ich pfauchte, ich schrie, ich brüllte.

Endlich rührte er sich, stieg den Bahnsteig hinab bis zu meiner Kerkertür und erklärte, daß er auf ein Abfahrtsignal von oben warten müsse.

Ich drückte ihm mein Erstaunen darüber aus, der einzige Fahrgast zu sein.

„Aber Madame, was wollen Sie! Wir haben ja noch nicht Saison.“

Endlich — endlich fuhren wir ab. Endlich schwebten wir über der alten Stadt, über ihrem kantigen Burgturm, höher, immer höher über den vielen, weichen, schimmernden Bogen der Rhone.

Da plötzlich — keine Aussicht mehr! Und doch waren wir nicht in einem Tunnel, wenigstens nicht aus Menschenhand, sondern mitten in einer milchigen Wolke, die mit uns aufwärts reiste.

„St. Laquice de Maur!“ Das Drahtseil schnurrte nicht mehr. Wir hielten auf einer Zwischenstation, ganz ordnungsgemäß, wie der Fahrplan anzeigte. Ich wartete also geduldig.

Aber da kam der Mann mit dem Drücker zu mir herunter. Seine Miene war verlegen — und ach! ich wußte bald warum.

Es sei ein Felsblock von etwa fünf Kubikmetern mitten auf das Gleis gefallen, dicht über der Station. Vielleicht könne der Betrieb am folgenden Tage wieder aufgenommen werden.

Ich fragte nach einem Wagen, nach Hotel, Gepäckträgern, nach allen Hilfsmitteln, die etwa in St. Laquice de Maur zu haben wären.

„Nur Ausweichstation ist hier,“ war die Antwort.

Die Station hat ihren Namen nach einer nahen, einsam thronenden Bergkirche bekommen; sie selbst aber erwies sich als ein einfacher Schuppen, in dem gerade eben der kleine Zug und einige dicke Frachtstücke Platz hatten.

Was tun? Das Telephon mußte helfen, das amtliche der Station, und nach einigem Zögern wurde mir erlaubt, die Kurbel zu drehen. Da war auch ein Telephonadreßbuch für das ganze Wallis. Ich fand Moralavena. Aber Madame Guin, bei der ich mich als Pensionärin angemeldet hatte, war nicht verzeichnet. Ich konnte also nur die Bahnverwaltung da oben anrufen. Meine zukünftige Wirtin hatte mir geschrieben, es sei Bedienung an der Bahn, wenn ich käme.

Der Stationsleiter von Moralavena gab Antwort. Er war bereit, mir besagte Bedienung entgegenzuschicken; aber sie werde sich wohl erst in etwa anderthalb Stunden bei mir einstellen können.

Ich blickte unterstützungsbedürftig den rotmützigen Vertreter des schützenden Geschlechtes an, der neben mir stand und das andere Hörrohr ergriffen hatte. Aber er gestand mit unverhohlener Freude, daß er seinen Zug gleich wieder talwärts führen müsse.

„Sie müssen durch Ridogne,“ rief er mir noch im Abfahren zu.

Ridogne? Wo hatte ich doch diesen Namen schon ge-

hört? Nach dem Schreck besann ich mich nicht gleich darauf.

Da saß ich nun mit meinem Köfferlein allein im Schuppen. Es roch muffig darin; die Frachstücke in Mehlsackleinwand hatte ich bald gezählt. Sie knackten und knachten hin und wieder wie in Ungeduld, besonders die hinter mir liegenden. Der Regen — denn der Milchwolke war eine Tintenwolke gefolgt — klatschte windgepeitscht gegen die Scheiben und machte den dämmerigen Raum noch unheimlicher.

Und das noch etwa anderthalb Stunden? Nein, dann lieber, unter Gepäck, Nässe und Sturm leidend, dem Ziele Morolavena wenigstens etwas entgegenstreben. Ich nahm einen alten Kleiderrock aus dem Koffer und tauschte den neuen Reiserock dagegen ein. „Rrrrd!“ sagte die Schuppentür, gerade als mein Rock mir beim Überziehen die Augen verdeckte. Ich fuhr zusammen. Natürlich war es nur das Holz. Aber die Haken meines Rockes wollten ihre Gesponsse lange nicht finden.

Nun aber schnell hinaus.

Da nur die eine Fahrstraße aufwärts führte, war kein Zweifel möglich. Draußen war es denkbar ungemütlich. Von oben und unten naß, ringsherum dunkel. Aber es gibt einen Grad des Unbehagens, bei dem man sich seiner selbst kaum noch bewußt wird. Ich ging tapfer durch den Schmutz, ließ mir den Regen ins Gesicht klatschen und nahm die durch mein Gepäck verursachten Muskelschmerzen als etwas Gegebenes hin.

In der Nähe brauste ein Bach. Weiter! Auf einer nicht sichtbaren Wiese brüllte eine Kuh. Weiter! Über dem Wege lag eine Kiefer, die Wurzeln noch halb im Boden haftend. Ich hob erst den Koffer, dann mich darüber hinweg. Weiter! Der Weg schlängelte sich,

er wurde allmählich steiler. Lustiger spielten die Wasser-rinnlein, die wie Eidechsen die Straße hinabhuschten, mit meinen Stiefeln. Ja, nun ging es nur noch langsam, sehr langsam weiter. Ich sah nichts mehr, dachte nichts mehr, war nur eine wenig flinke Maschine, die vom Beharrungsvermögen aufwärts getrieben wurde.

Da hörte ich plötzlich in all dem wüsten Grau eine Menschenstimme, sogar eine ungemein zärtliche Menschenstimme.

„Sousou, Sousou, Sousou — Loulou, Loulou, Loulou, komm her zu mir, mein Sousou!“

Aber Sousou kam zu mir.

Da die Straße zwischen mir und ihm einen Budel machte, sah ich zuerst nur ein wackelndes, gelbes Hörnchen, seinen hochgekrümmten Schwanz. Dann schob sich eine kleine, schwarze Schnauze davor, ein fluges, gelbes Köpfchen erschien, ein Ohr spitz aufgerichtet, das andere schlaff heruntergeklappt. Zwischen vier behenden Beinen hing ein ansehnliches Bäuchlein.

Über Sousous Rasse keineswegs im klaren, wollte ich weitergehen. Da kam mir unter einem tiefendeh Schirm, ohne Hut, mit kurzem Rock und groben Stiefeln ein ländliches Mädchen entgegen, das etwa siebzehn Jahre alt sein mochte. Sie ergriff mit einem kräftigen Schwunge ihres Armes ohne weiteres meinen Koffer, klatschte mit der anderen Hand auf den nassen Hunderrücken und befahl: „Komm her, Sousou, gib dem Fräulein ein Pfötchen.“

Nach fünf- bis zehnmaliger Wiederholung dieses Befehls hörte Sousou auf, mich zu beschnüffeln wie eine Hausfrau ein zweifelhaftes Ei. Er streckte mir die linke, schmutzigweiche Vorderpfote entgegen, etwa mit demselben Interesse, mit dem man sich die Nase puht, wenn man mit seinen Gedanken bei ganz etwas anderem ist.

Nach diesem trotz des Platzregens höchst notwendig scheinenden Begrüßungsakte ging ich bürdelos und zu neuem Leben ermuntert vorwärts. Doch bald wurde es mir schwer, mit der kräftig dahinschreitenden Wal-liserin Schritt zu halten. Mit leisem Neid sah ich sie mein Gepäc tragen, als habe sie eine Tüte mit Wind-beuteln in der Hand.

Des Französischen wegen — oder um ein wenig langsamer gehen zu können? — knüpfte ich eine Unterhaltung mit ihr an und hatte meine stille Freude daran, dieses stämmige Bergbäumchen mit der krausen, schwarzen Haartrone und den zwei dunklen, runden Beeren im Gesicht zu betrachten.

Bald wußte ich ihre ganze Lebensgeschichte. Die Eltern wohnten in Rens, einem ansehnlichen Dorfe ein paar Stunden westwärts von Moralavena. Aurélie war schon in Martigny im Hotel du Cerf Zimmermädchen gewesen und hatte, wenn die Saison im Absterben war, auch in der Küche dort geholfen. Aber nach zwei Jahren war ein unwiderstehliches Verlangen über sie gekommen, wieder in die altgewohnte Umgebung von rauschenden Tannen, leichter Bergluft und Weiden voller Röhre, Ziegen und Lämmer zurückzukehren, und so hatte sie sich vor kurzem als „Mädchen für alles“ ins Chalet Adorable in Moralavena vermietet. Dort hatte sie zuerst nur Soufou und Madame Guin, jetzt auch mich zu bedienen — woraus ich entnahm, daß ich vorläufig der einzige Gast der Pension sein würde.

„Gut,“ dachte ich im unverwüßlichen Optimismus meiner schon so häufig vorbestraften Seele, „dann ist's um so besser!“

In wachsender Spannung stieg ich nun schneller aufwärts. In einem kleinen, menschenleeren Dorfe,

das wir durchschritten, blieben Sousou und Aurélie sogar auffallend hinter mir zurück, so daß ich eine Weile stehen blieb und mir die armseligen, mit Grauschiefer gedeckten Holzhäuser und Ställe ansah, die im Regen alle gleichmäßig betrübt in sich zusammenzutriecken schienen. Freilich, weiter unten im Ort hatte ich ein größeres Steinhaus gesehen mit einer Freitreppe, die bis zum ersten Stock hinaufführte und ein Geländer hatte mit Verzierungen aus Schmiedeeisen.

Meine beiden Begleiter tauchten endlich wieder auf. Aurélie tanzte mit Sousou um die Wette die Dorfstraße herauf und machte mich auf einen Altkürzungsweg aufmerksam, auf dem wir Moralapena denn auch schließlich erreichten. Freilich mußten wir noch eine Weile weitersteigen. Etwas höher als die anderen Hotels und Pensionen, ziemlich weit von ihnen entfernt und abseits von der Fahrstraße stand ein auf steilen Klippen vorspringendes Chalet, nur nach Norden zu durch einen bewaldeten Abhang geschützt. Das war also meine heimische Stätte für die nächsten Wochen! Ein schmaler Pfad, der uns hinaufführte, diente zugleich als Zugangsweg für ein Einfamilienhaus, das, im Schweizerhausstil gebaut, dem reinen Naturbild, das ich erhofft hatte, keinen Abbruch tat.

Hurra! Weder Dorfstraßen noch Geschäftsstraßen, noch Hotelküchen, noch Lasterpromenaden in der Nähe — so viel ließ sich selbst an diesem regnerischen Abend noch feststellen.

Am folgenden Tage lernte ich einsehen, daß ich es in den Augen der Menschheit selbst als regelrechter Pensionär von akademischer Bildung mit einem zahlungsunfähigen, rasselosen, undressierten Hundevieh an Bedeutung keineswegs aufnehmen konnte.

Nachdem nämlich die zum Einfamilienhaus gehörigen Hühner morgens eine beträchtliche Weile geträht und gegackert hatten, hörte man auch in unserem Chalet den ersten Laut: Aurélie und Soufou gingen miteinander eine knarrende Holzterappe hinunter, die Haustür wurde aufgeschloffen, und der Hund klaffte den Nachbarhühnern sein „Guten Morgen“ entgegen. Aurélie hatte also als erstes mit Soufou einen Morgen-spaziergang zu machen, der je nachdem, mit welcher seiner vier Pfoten er zuerst aus seinem Korbett gesprungen war, kürzer oder länger ausgedehnt wurde.

Dann pflegte Madame Guin ihr Frühstück einzunehmen, wobei Soufou viele Butterlädchen mit wenig Brot fraß, während seine Herrin sich an ihrem Tee genügen ließ. Darauf wurde mir das Frühstück auf meinen kleinen Balkon geschickt, und falls der Hund ausnahmsweise versäumt hatte, sich mit meinem Kaffeebrett zugleich ins Zimmer zu schieben, trakte er so lange an meiner Tür und an meiner Geduld, bis ich mich fügte. Gute Beispiele verderben eben böse Absichten — ich teilte christlich mit Soufou.

Schon nach wenigen Tagen wurde mir das anerkennenswerte Vertrauen geschenkt, den lieben Schak auf meinen Spaziergang mitnehmen zu dürfen. Ich merkte dabei bald, daß er sein Hör- und Sehorgan je nach Belieben an- und abstellen konnte. Pfiß ein harmloser Dompfaff auf einem schwankenden Zweig — nirgends sah ich so viele verschiedene Vögel wie in Morolavena —, so raste der Vierfüßler schon aus weiter Ferne auf diese Stätte unschuldigen Behagens zu. Rief oder winkte aber ich selbst ihm, so versagten Auge und Ohr. Ging ich am Waldbach entlang, so sprang er kühn hinüber und trollte sich jenseits außer Sehweite. Ramen wir auf ein Wiesengelände, so machte er durch

sein freches Hinstarren und seinen überaus neugierig vorgestreckten Oberkörper die jungen Rälber wild. War irgendwo eine Bodenerhöhung, die ich vermeiden wollte, so lief er darauf zu, hob die linke Vorderpfote mit schlaffem Gelenk affektiert in die Luft, steifte die Hinterbeine so hoch wie möglich, drehte sein Köpfchen nach rechts, nach links und blinzelte die neue Aussicht an wie eine kurzichtige Dame, ehe sie zum Lorgnon greift. Am liebsten aber veranlaßte er mich, ihm folgend gerade den Wiesenfled aufzusuchen, wo der böse Stier weidete, der dann bei unserem Anblick dunkel grollende Laute des Mißfallens aus den Tiefen seines riesigen Brustkastens hervorholte.

Doch — durfte ich mich über den Unabhängigkeitstrieb eines unvernünftigen Tieres beklagen? Hatte ich mir nicht für mich selbst Tage gewünscht, an denen ich herumlaufen, gesellig oder einsam sein könnte je nach dem Augenblicksinstinkt? War ich um ein Haar breit besser als die kleine Bestie?

Wer versteht, verzeiht auch — müheelos, denn beides ist im Grunde daselbe.

Ich vergaß ihm schnell alle seine Ungezogenheiten, wenn er sich nur wieder zu mir fand, sobald ich in die Nähe des Chalets zurückkam. Denn Madame Guin sah schon von der Veranda aus uns ängstlich entgegen; sie fürchtete beständig, daß böse Leute den süßen Liebling an den Ohren zerren, mit Füßen treten oder mit Steinen werfen könnten. Nur — wo waren diese Leute? Ich konnte stundenlang spazieren gehen, ohne irgend einer menschlichen Gestalt zu begegnen.

Vorsaison!

Der glücklich zurückgekehrte Sousou wurde zum Lohn für bewiesene Tugend von seiner Herrin eine Viertelstunde lang geherzt, geküßt, gedrückt. Er erwiderte es

während der ersten drei Minuten mit entsprechender Herzlichkeit.

In der Veranda stand an der Fensterwand eine altmodische Polsterchaiselongue, deren steile Kopflehne über alle übrigen Möbel des Raumes emporragte. Da oben war Soufous Aussichtsturm. Es lohnte sich: vom Simplon bis zum Matterhorn, vom Weißhorn bis zum Montblanc dehnten sich beschneite Gipfel. Darunter reichte sich dunkel Wald an Wald. Auf lichten Wiesenfeldern standen Sennhütten verstreut und blickten auf die Dörfer nieder, von denen sie emporgestiegen zu sein schienen. Ganz unten aber floß lächelnd die Rhone an ihren lieben, alten Talstädten vorüber.

O Soufou, Soufou, wie spiegelt sich das nur alles in deinem kleinen Hundehirn wider? Ich fürchte, ich fürchte, du schwärmst da etwas daneben, und ein mir wohlbekanntes Delikatessengeschäft auf der Leipziger Straße in Berlin schiene dir ein sehenswerteres Panorama.

Dem sei, wie ihm wolle; jedenfalls konnte er stundenlang da oben in Betrachtung versunken bleiben, obgleich er, da seine Plattform nur schmal war, ganz schief dastehen mußte. Er half sich und stützte, um Gleichgewicht zu halten, seine kleine schwarze Schnauze gegen die Fensterscheibe, wodurch Glasmalereien entstanden, die wir sehr bewunderten.

Auf dieser Chaiselongue saß Madame Guin bei den Mahlzeiten. Es lagen schöne Daunentissen darauf, zwei rosafarbene und eins von dunkelblauem Samt. Die Herrin des Hauses benützte sie nur dann für sich, wenn Soufou sich nicht hatte hineinbetten lassen, „in sein kleines Rosenbettchen“, wie sie es nannte. Er war dann nicht eher zufrieden, bis er vollständig unter den weichen Federn verschwunden war, die sich nun

hoben und senkten wie Meereswogen, ohne daß man die Ursache mit den Augen hätte wahrnehmen können. Schaute man einmal nach, wie es darunter aussah, so fand man ein dickes, gelbes Knäuel; unfehlbar ruhte die schwarze Schnauze auf dem Schwanzende, das wie ein Bleistift zugespitzt war; die vier Beine aber waren fest an das runde, kräftig atmende Bäuchlein gepreßt, aus dem hin und wieder gedehntere Seufzer des Wohlbehagens aufstiegen.

Das Mittagessen wurde durch Sousous Dabeisein wesentlich verlängert und unterhaltender. Kam die Suppe, so hielt ihn weder Aussichtsturm noch Rosenbett; er stand mit den Hinterbeinen auf der Chaiselongue, stemmte die Vorderpfoten gegen die Tischkante und riß sich fast die Zunge aus dem Halse, um an der Terrine lecken zu können. Er wurde dann zwar zärtlich gebeten, zu warten, doch hatte seine Herrin ein Gefühl für die schwere Kränkung, die darin lag, und empfand es mit, wenn er sich enttäuscht abwandte.

„Du liebst deine Herrin nicht mehr? Oh, mein Bijoujou, mein Bijoujou; mein Joujoubi — o du mein Cocollet, mein Cocolon!“

Diese Trost Worte allein hätten nichts genügt. Ein ausgedehntes, sehr gütiges Streicheln mußte helfen, das auf Sousou in seinen guten Minuten eine suggestiv beruhigende Wirkung hatte. Ihm wurden dann von den feinen, leichten Händen seiner Herrin die langen, schmalen, schlappen Ohren zurückgestrichen, und allmählich verwandelte sich seine Straßenjungenphysiognomie in die eines kleinen, sehr sanften, sehr glattgekämmten, blonden Schulmädchens mit fest zurückgeflochtenen Hängezöpfchen.

Und die Suppe? Niemand hätte mehr daran gedacht, wenn ich nicht endlich, wie aus der Hypnose

erwacht, meine Blicke vom Hunde weg und auf die Terrine geheftet hätte. In den ersten Tagen bewirkte ein Räuspern meinerseits, daß mir der Teller mit köstlicher Suppe gefüllt wurde. Aber als Hund und Hausfrau sich schon zu sehr an die neue Pensionärin gewöhnt hatten, um sich noch durch sie stören zu lassen, hatte sich die neue Pensionärin auch an Hausfrau und Hund gewöhnt, ergriff die Suppentelle und bediente sich selbst, bescheiden oder reichlich, je nach Güte des Inhalts. Manchmal nämlich waren diese Suppen gut und appetitlich; oft aber bestanden sie auch aus einer Wasserbrühe, die nur durch darin schwimmenden Lattich, das treue Aschenbrödel unter den Küchenkräutern der Gegend, dunkel gefärbt war. An solchen Tagen war auch ich äußerst zärtlich gegen Sousou, bis der nächste Gang kam.

Bei diesem war ich nun allerdings fein heraus in dieser Voraison. Denn es gab Lenzburger Konserven, bald ein Büchsen Sardinen, bald ein Büchsen Gänseleberpastete, bald ein Büchsen Pilze. Sousou verschmähte das, und Madame Guin tröstete den armen Sousou, der nun immer noch warten mußte. „Mein Bijoujou, mein Joujoubi, warte nur noch ein bißchen!“ So war das Büchsen denn hauptsächlich für mich — und ich sah es so lange täglich wieder, bis sein Inneres in meinem Inneren verschwunden war.

Aber meine Rolle war ausgespielt, sowie nun die Fleischschüssel in Sousous Geruchsfeld trat. Er sprang der lustig aufquietschenden Aurélie fast auf die Schüssel, auf der auch die Göße prangte. Und während Madame Guin das größte Stück nahm — ganz gewiß nicht für sich — und es in feine Streifen schnitt, sprang er in unbezähmbarer Vorfreude um sie herum, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schulter, leckte sie am Haar, am

Hals, am Rinn, an den Händen, bis sie ihm die Bissen in die gierige Schnauze steckte. „Hppp!“ flog die kleine Klappe schließlich wieder zu, und ein merkwürdiges Vorwärtsschieben der niedlichen Gurgel schien neue Erwartung auszudrücken.

Inzwischen hatte auch ich mein Fleisch geschnitten, und bald — ach sehr bald hatte ich mich daran gewöhnt, auch meine Bissen als für Soufou bestimmt anzusehen. Denn ich liebte an Madame Guin ihren Heiligenschein von weißen Haaren, ihre Freude an zierlichen Blumen, ihren verhaltenen Humor — aber das Fleisch, das sie aufsticht, sehr viel weniger. Wenn ich an der Küchentür vorüberging, die in Rücksicht auf Soufous Bequemlichkeit meistens offen stand, und mir der Rükchengeruch in die Nase stieg, dann sah meine schlecht disziplinierte Phantasie unfehlbar ein an der schmutzigen Mauer einer Vorgasse aufgehängtes Räkchen, auf das ein scharftiges Rükchenmesser losfuhr — oder ich zählte die Rippen an einem alten, lahmennden Pferde, das mit tiefgesenktem Haupte zögernd der Schlachtbank entgegenhinkte.

Aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, der Hausfrau, die seit langem Vegetarierin war, von den Alstralleibern der Ragen und Pferde, die mir auf ihrer Treppe begegneten, zu berichten. Fünfzehnhundert Meter hoch und ich der einzige Pensionsgast! Und ihr Mann hatte sich früh aus dem Leben empfehlen müssen, ohne ihr einen Pfennig hinterlassen zu haben. Gerade ich hatte wohl hundertfach das Schicksal einsam arbeitender alternder Frauen vor Augen gehabt, den ewigen Kampf einerseits gegen die Grenzen ihrer Kraft, anderseits aber auch gegen das blutleere und doch blutsaugende Phantom der Mißachtung der Kräfte, die sie hatten —

Nein, Soufou sollte unverkürzt bleiben. Er sollte

nicht mit leiden unter den Eigentümlichkeiten der Vor-saison.

Infolgedessen freundete er sich mit mir an, und eine leise, ganz verstohlene Eifersucht schlich sich in das liebebedürftige Herz der alten Dame.

Aber sie hatte ein geniales Mittel, sich der Rivalität zu erwehren. Einmal, auch beim Mittagessen, hielt sie Sousous Vorderpfoten fest und schlug mir vor: „Blasen Sie doch einmal recht stark!“ Ich, nichts Böses ahnend, beugte mich über ihn und blies kräftig in sein steifborstiges Fell hinein. Noch heute fühle ich den Schreden. Er fuhr herum, auf mich los mit gefletschten Zähnen, mit wutverzerrten Zügen, zischend und kläffend, und hätte mir fraglos die Nase weggeschnappt, wenn Madame Guin ihn nicht festgehalten hätte.

Acht Tage dauerte es, bis er mir wieder anders als knurrend begegnete. Sein volles Vertrauen habe ich wohl nie wiedergewonnen.

Vom Nachtsch befam er den Käse. Die eingemachten Früchte überließ er dafür neidlos uns.

Nach dem Essen bewies die Chaiselongue, daß sie auch in ihrem eigentlichen Fache tüchtig war. Sie lud Hund und Herrin zu einer Siesta ein und verstand beide lange zu fesseln. Ich riet Madame Guin ernstlich, Sousou dabei auf ihre Knie zu legen, die stark rheumatisch waren. Gleichmäßige animalische Wärme sei sehr schmerzlindernd bei solchen Leiden. Aber er wollte nicht. Er lag lieber am Kopfende. So wandte ich mich denn achselzuckend der Treppe zu.

Nachmittags und abends wiederholten sich Spaziergang und Mahlzeit mit Sousou als Sorgentkind, Hauptperson und Harlekin. Nur war er beim Abendessen schon so müde, daß man unmöglich von ihm verlangen konnte, sich von den Rissen zu erheben, um seine Bissen

in Empfang zu nehmen. Lieber standen wir abwechselnd auf und ersparten ihm das doch gar zu anstrengende Reden des Kopfes. Manchmal besann ich mich allerdings auf meine alten Überzeugungen und warf einen guten Happen auf den Boden, um Soufou zur Selbsttätigkeit zu erziehen. Was half es? Er warf mir einen verächtlichen, seiner Herrin einen abwartenden Paschablick zu, und siehe da, der Berg kam zu Mohammed. Ein Niederschluden, ein Seufzer des Gestörtheits, und das müde Baby schlief wieder ein, bis es in sein Bett getragen wurde, das im Schlafzimmer seiner Herrin seinen Platz hatte.

Nicht immer war sein Tageslauf damit beendet. Jrgendwelche ungewohnten Geräusche nachts, und er sprang in jähem Schreck mit einem Satz auf das Bett seiner Herrin, die ihm den erwarteten Schutz natürlich nicht versagte.

Aber mit einem ebenso überraschenden Satz wurde unser Baby eines Tages zum Manne.

Es war ein trüber Morgen. Die Nebel, die zuerst tief unter uns gewogt hatten, weiß wie Brandungswellen, waren aufwärts gezogen. Wie große Ballen Watte hingen sie an den jenseits des Tales liegenden Bergen. Aber dann drehte sich der Wind und trieb sie auf uns zu. Trat die Sonne auf einen Augenblick hervor, so stieg von Wiese und Straße ein brodelnder, weißer Dampf auf, als sei die ganze Welt eine Schale voll siedenden Wassers. Schoben sich Wolken vor das Licht, so spannte sich ein eintönig grauer Schleier aus, durch den man nur das Nächststehende erkennen konnte.

So verschwand auch Soufou, wieder mein Begleiter auf dem Spaziergange, vor mir im Dunst.

Aber die Höhen von Moralavena sind so reich, daß

sie auch an solchen Tagen noch Wundergaben haben für den Suchenden.

Ein Schritt nur auf die Wiese, und man fühlt sich heimisch in einer großen, höchst anziehenden Gesellschaft. In ganzen Scharen grüßen alte, liebe Bekannte, vom Klima merkwürdig verschönt. Die Margueriten halten sich gerader und sind breiter geworden. Die Schafgarbe hat rosenrote Wangen bekommen. Den Glodenblumen steht ein reicher Zuwachs der seidigsten Härchen allerliebste. Aber neben den bekannten Gesichtern begegnet man zahlreichen neuen, und alle üben sie gleich auf den ersten Blick einen solchen Zauber aus, daß man den lieben alten Freunden schwer die Treue halten kann.

Große hellgoldene Gloden, außen metallisch, innen wie Seide glänzend, so hängen die Schwefelanemonen an ihren samtweich bepelzten Stielen. Eine Sonnenstunde, und aus der Glode wird eine zartgeäderte, lichtdurchglühete Schale mit hundert dunkelgoldenen Tröpflein gefüllt. Und daneben liegen dunkelleuchtende Nelke im grünen Grafe, Enziane, von so tiefem, wunderbarem Blau, daß, wenn ein Menschenkind solche Augen hätte, man ihm folgen müßte sein Leben lang. Selbst dem Zauberbann der Blume kann man sich nur schwer entziehen. Aber es kommen schlank, weißgekleidete Gestalten in rhythmischem Abstand daher wie zarte Mägdlein, die weißverschleiert und feierlich zur ersten Kommunion schreiten.

O ihr Berglilien von Morolavena! Wer euch lange ins Angesicht schaute, muß er nicht glauben an einen Zweck der Welt — Veredlung?

Zögernd nahm ich Abschied von all dem Märchenschimmer, der aus himmlischen Farbentrügen malender Engelein heruntergetropft zu sein schien. Sinnend ging

ich dahin, bald in den Nebel, bald in tanzende Sonnenstrahlen hinein. Doch der Nebel siegte — so sehr, daß unser Chalet erst aus dem Dunst hervortrat, als ich ihm schon ganz nahe war.

Seine Fenster aber sahen mich an wie gnadenlose Augen eines Großinquisitors: „Wo ist Soufou?“

Ach, die robuste Wirklichkeit, dieses Mal in Gestalt des kleinen Hundeviehs, wieder hatte ich sie zu lange vergessen! Ich schämte mich. Für das Unkraut Soufou befürchtete ich zwar nichts; doch ich wußte, daß ich meiner Wirtin ernstliche Angst ins Haus brachte. Ihre Frage, wo ich ihn zuletzt gesehen, war schwer zu beantworten. „Irgendwo bei den Blumen,“ und die meilenlangen Wiesen von Moralavena haben mehr Blumen, als hundert Jahre Sekunden haben.

Über unserem Mittagessen hing Nebelstimmung. Madame Guin rührte die Speisen nicht an; ihre Züge waren wirklich kummervoll, sie kämpfte mit den Tränen in Erinnerung an einen früheren Hund, der verloren und nicht wiedergekommen war. Aurélie sonst so fröhliches Gesicht war das Mitleid selbst, und immer hielt eines von uns dreien Wache an der Haustür und bohrte seine Augen in die zu uns hintriehenden Wolken hinein. Als die Fleischschüssel kam, ließ man mich allein am Tisch. Nie war mir die Leerheit des recht geräumigen Chalet Adorable so zum Bewußtsein gekommen. Vorsaison! Fast eine Erlösung war es für mich, daß ein prasselnder Regen einsetzte.

Gleich nach dem Essen wollten wir alle drei suchen nach verschiedenen Richtungen hin. Die Gummischuhe, die Regenmäntel wurden angezogen, eine wasserbichte Rapuze übergestülpt. Nach diesen ausgiebigen Vorbereitungen schlossen wir bedrückt die Haustür hinter uns zu.

Da trotz der vernichtete Cousou hinter dem Einfamilienhaus hervor.

Rein Mathematiker könnte aus freier Hand einen reineren Bogen zeichnen, als der Hund jetzt aus freien Pfoten beschrieb, um sich, ohne in unseren Bereich zu kommen, dem inzwischen wieder geöffneten Hause zu nähern. Seine Haltung war ein schlagender Beweis dafür, daß gewisse Vorstellungen von Ursache und Wirkung von selbst gegeben sind. Wie er, sich duckend unter unsichtbaren Sieben, dahinschlich und den schwachen Rest seiner Energie in einen trogig sein sollenden Blick legte, der seiner Herrin galt und etwa heißen sollte: „Du wirfst doch nicht?“, war er die verkörperte Gewissensangst, weil er auf dem Gebiete des Gestraftwerdens gar keine Vorkenntnisse hatte.

Wo war er nur gewesen? Was hatte er begangen? Wie würde es ihm jetzt ergehen?

Nun, er lernte, daß wahre Liebe auch Kausalitätsgesetze zu durchbrechen weiß, und erfuhr an sich selbst die Geschichte vom verlorenen Sohn.

Wir besahen ihn näher. Jedes Haar an ihm tropfte. Mit dem Unterleib schien er in einem Sumpfe gesteckt zu haben. Hatte ihn ein böser Mensch in seines Herzens Roheit in einen Graben geworfen? Madame Guin glaubte es bestimmt.

Sofort war ein großes Frottiertuch zur Stelle, und sechs geschäftige Hände rieben den nassen Schelm, als ob Metall gepußt würde. Als er dann trocken da stand und sich zurechtschüttelte, fand ich einen erziehlichen Eingriff angemessen.

Ich wartete vergeblich.

Ich bat meine Wirtin, ihn wenigstens jetzt nicht zu umarmen. Sie sah verlegen drein. Da ging ich im Bewußtsein meiner Ohnmacht stirnrunzelnd die

Treppe hinauf, und hinter mir hörte ich, diesmal gedämpft, das Leitmotiv unseres häuslichen Konzerts: „Mein Bijoujou, mein Joujoubi! . . . O mein Cocollet, mein Cocolon!“

Aber auch die bösen Taten eines solchen Kleinods sind dem Fluche unterworfen, für den Schiller jene unvergeßlichen Worte geprägt hat.

Anscheinend hatte der Morgen den Hund zu einem außergewöhnlichen Kräfteverbrauch veranlaßt. Er mußte ausgeglichen werden. Das ihm, wenn auch verspätet, reichlich kredenzte Mittagessen war im Umsehen verschwunden. Aber nicht genug. Als seine Herrin, erschöpft von der überstandenen Erregung, ihr verlorenes und wiedergefundenes Kleinod neben sich, ein wenig eingeschlummert war, schlich er ganz leise von dannen. Plötzlich erweckten wildes Hühnergeschrei und Wehelaute aus Menschenbrust die arme Madame Guin aus dem Schlafe. Erschreckt eilte sie vor die Tür, blickte zum Nachbarhaus hinüber und sah zwischen den Bäumen des Waldes ein in Todesangst flatterndes Huhn, dahinter den alle viere schleudern den Sousou, verschwinden. Ach, es war schon sein zweites Opfer!

Dieses Erlebnis, wie übrigens auch jede andere Abwechslung in dieser Einsamkeit, wurde von der portugiesischen Familie, die das Nachbarhaus innehatte, mit einer gänzlich unbezähmten Lebhaftigkeit erfaßt. Die Köchin, das Zimmermädchen, die eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Kinder, Papa und Mama überschrieten einander, als gälte es, einen Tauben auf eine ihm drohende Lebensgefahr aufmerksam zu machen.

Die arme Madame Guin stand unter den lärmenden Anklägern wie ein Lamm, das unter ein Rudel

Wölfe geraten ist. Eine Geldausgabe war seit Jahren für sie etwa dasselbe, was ein blinkender Raubtierzahn für ein zitterndes Schäflein sein mag. Und dazu der Schmerz, am Liebling Soufou plötzlich so eine unberechenbare Wildheit durchbrechen zu sehen!

Heftiges Zahnweh war für seine arme Herrin die Folge dieses aufregenden Mittags. Es mahnte daran, daß die seit langem geplanten Besorgungen in Genf, verbunden mit einem Besuche beim Zahnarzt, jetzt nicht weiter aufgeschoben werden durften.

Dazu waren einige Vorbereitungen nötig, die bei der kleinen Frau eine solche Geschäftigkeit veranlaßten, daß sie über neue Schreden, die der nächste Tag brachte, etwas leichter hinwegkam.

Vor ihren Augen nämlich sprang Soufou aus dem offenstehenden Fenster — ein bisher nie gewagtes und deshalb höchst überraschendes Unternehmen. Jedem Zurüdrufen aber blieb er unzugänglich. Als wir in aller Hast aus dem Hause liefen, sah man auf dem grünen Wiesenabhang noch einen Augenblick lang sein gelbes Hörnchen tausend abwärts gleiten, dann war die Erde, wenigstens für Madame Guin, wüst und leer, und finster war es in der Tiefe.

Nach fünf bis sechs Stunden machte sich an der Haustür ein mattes Scharren vernehmbar, und leuchtend, mit Augen wie ein Fremder und lang herabhängender Zunge, schlich sich das Tier zwischen die vier Beine eines in der hintersten Ecke stehenden Stuhles. Die Verachtung, mit der er gestraft wurde, suchte er zu erwidern, und er legte sich, als ob alles in Ordnung sei, zum Schlafe zurecht. Aber sein sonst so friedliches Schlummern schien an diesem Abend eine Kette von aufregenden Träumen. Er knurrte auf, er jammerte leise, er stöhnte, ja er bellte wiederholt, ohne die Augen zu

öffnen, und nur in kurzen Zwischenräumen kam wirkliche Ruhe über ihn. Schließlich entrang sich ein unglaublich menschlicher Seufzer seiner Brust; er erhob sich, sprang über sein geliebtes Rosenneß weg wie über eine Kröte und stellte sich auf die Lauer auf seinem Belvedere, von dem er sich trotz Abendessen, trotz süßen Worten, rührenden Blicken und traulichen Armen nicht trennte, bis aus der Dämmerung draußen schwarze Nacht geworden war.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich die Hausfrau, nicht ohne ihrer Sorge, Sousou unter unserer Aufsicht lassen zu müssen, Ausdruck zu geben. Wir versprachen aber unser Bestes. Sie mußte über Nacht wegbleiben, und bei Aurélies großer Jugend fühlte ich als Trägerin der Verantwortung das ganze Chalet Adorable mit seinen vielen starren und wenigen lebendigen Mobillien auf meine Schultern gelegt.

Ein großer Teil des Vormittags ging damit hin, den Hund, der sich trotz aller unserer Vorsicht mit dem Briefträger durch die Tür geschlichen hatte, wieder ins Haus zu locken. Er benahm sich merkwürdig ungeschickt, wie in einer plötzlichen Gedankenlosigkeit befangen. Zwischen zwei Mauern eingekellt, hatte er bald nur noch die Wahl, sich entweder in meine oder in Aurélies Arme zu retten. Er wählte natürlich die Jugend, was ich ihm nicht verdanke. Wie lachte es ihm aber auch entgegen, dies frische Rosengesicht mit den vor Lust tanzenden Blicken! Und wie sie weich und zärtlich ihre Herrin nachahmen konnte, die Schelmin, als sie dem Eingefangenen Trost zusprach. „Mein Bijoujou, mein Jougoubi!“

Ich aber ließ ihn bald mein Alter fühlen, indem ich, als wir wieder im Hause waren, alle Türen hinter

ihm zuschloß. Da er nun unsern Tageslauf nicht mehr beleben konnte, fehlte in den Nachmittagsstunden jedes auch noch so kleine Ereignis. Für einen größeren Spaziergang war das Wetter zu unsicher. Ein Klavier war vorhanden, aber keine Noten. So konnten wir nur eine kurze Weile miteinander reden. Dann schlenderte ich hierhin, dorthin und legte mich schließlich auf einen bequemen Stuhl, der auf der Terrasse vor dem Hause stand. Wie tot alles war! Kein Käfer, kein Vogel, nichts Lebendiges ringsum. Alles Starre aber schien drückend nahe gerückt, und alles, sogar der Schnee auf den Gipfeln, hatte einen grauen, fast drohenden Ton.

Sonst liebte ich die Stille. Warum bedrückte sie mich an diesem Tage? Warum lastete es in mir wie Blei? Warum konnte ich es nicht lassen, auf das Klopfen meines Herzens, auf mein eigenes Atmen zu achten? Warum brannten mir Hände und Augen? Warum schien mir die Leere um mich her wie etwas Seiendes, mich Umtreisendes und nimmer Greifbares?

Bei anbrechender Nacht sollte ich es erfahren.

Es dunkelte früher als sonst, und als ich in mein Zimmer hinaufgegangen war, brach ein so leidenschaftlich rasendes Wetter los, wie ich es bisher nur einmal, zwischen den Wellen und Dünen von Sylt, erlebt hatte.

Der nahe Wald, von dessen beruhigend auf und nieder gleitendem Gesange ich mich sonst so gern besänftigen ließ, wenn es in mir unruhig war, heulte auf unter der Wucht des Föhns, als müsse er Tote erschrecken. Ein Bach, dessen einförmige Melodie sonst nur gedämpft zu uns drang, rief mit disharmonischer Doppelsstimme, heiser zischend und dumpf grollend zugleich, in das Dunkel hinein wie in wildester und doch ohnmächtiger Empörung. Unser totes, leeres Haus aber schien plötzlich der Tummelplatz irrsinniger Geister.

geworden. Türen, Fenster schlugen krachend zu. Die Gardinen hauchten sich auf und wurden zu bizarren Gestalten, gespenstisches Pfeifen drang vom Treppenhause empor, und an dem Holzbach, an den Läden rüttelten hundert unsichtbare Fäuste in unberechenbarem Grimm. Kreischend schrieten die Eisenstangen der Markisen auf wie unter unerträglichen Martern, und ein drehbarer Schornsteinaufsatz polterte und lärmte über dem allem in atemloser Hast, als wolle er entrinnen, ehe alles zugrunde ginge.

Ich trat vom Fenster zurück, denn all dieses sinnverwirrende Toben war nur noch dem Ohre vernehmbar. Das Auge schien von der auf Vernichtung loswütenden Nacht mit Blindheit geschlagen.

Da riß ich mich fast gewaltsam los vom Miterleben grauenvoller Urkraft der Natur. Vor das geschlossene Fenster zog ich den Vorhang und verriegelte, woran ich sonst nie dachte, meine Tür. Das Brausen und Heulen, das Krachen, Säusen und Rollen dauerte fort. Aber beim Scheine der elektrischen Lampe hatte ich nun das Gefühl, als habe ich mich ausgeschlossen vom Leben des Alls. Freilich, lesen oder schreiben schien unmöglich. Auch hatte ich mich längst daran gewöhnt, wie ein Bauer zu Bette zu gehen, wenn der Tag zu Ende war. Ich legte mich also nieder und versuchte mit aller Energie, das Ummichher zu vergessen und schlafend das Ende des unheimlichen Kampfes abzuwarten.

Fast wollte es gelingen.

Von eiskaltem Schreck gepackt fuhr ich da vom Rissen auf.

Was war das? Dieses gellende, alles durchdringende Schreien? So konnte es nicht Sturm, nicht Bach, nicht Wald; das konnte nur aus der Kehle eines Menschen

kommen, dem ein unfasßbares Grauen die Sinne geraubt hatte.

Ich riß die Gardine zurück, das Fenster auf. Ralter Regen peitschte mir ins Gesicht, und draußen lärmte das Geheul der Natur; die todesbange Menschenstimme aber war erstorben.

Da hörte ich Schritte von mehreren herbeieilenden Personen; und ich hörte, wie sie alle auf das Nachbarhaus zueilten und vor der Schwelle stockten. Die Erregung schärfte mir die Augen. Umrisse von Gestalten, jetzt still und bewegungslos geworden, waren vor dem Hause wahrnehmbar. Die Tür stand offen, und ein paar Kinder, die wohl in rasender Angst hinausgelaufen waren in die Nacht, wurden lautlos wieder die Stufen hinaufgeführt. Eine Weile blieb vor dem Eingang noch ein starrer, dunkler Schatten; dann bewegte er sich, löste sich auf, und nach verschiedenen Seiten gingen Menschen auseinander, bald hier, bald dort stehen bleibend wie schwarze Klumpen. Dann verschlang sie das Dunkel.

Woher waren sie nur gekommen in dieser Einsamkeit? Alle Ruhställe der näheren Umgebung schienen ihre Hirten ausgespieen zu haben. Der Wind piff langgezogene Warnungssignale hinter ihnen her.

Ich überlegte. Diebe, Mörder in den Bergen? Ich hatte das nie erlebt.

Aber doch! Die Portugiesin war ja einmal, auch in der Vorfaison, mit ihren ältesten Kindern in den Wald gegangen, um ein Picknick zu veranstalten. Gerade hatte sie aus der mitgebrachten Thermosflasche einen guten Schluck nehmen wollen, da hatte ihr ein Strolch von hinten den geliebten Thermos entrißen und gedroht: „Entweder Ihr Geld oder ich schlage Ihnen mit der Flasche den Schädel ein!“ Sie hatte sich losgekauft mit drei Franken und der schönen Flasche.

Aber jetzt lag die Sache so: war dort drüben bei den Portugiesen jemand in Gefahr gewesen, so war entweder Rettung zur Stelle oder es war nichts mehr zu helfen. Sonst wären die Menschen, die so schnell herbeigeeilt waren, nicht langsam, augenscheinlich beruhigt davongegangen. Sonst müßte in dem Unglückshause Licht brennen, auch in den Räumen der uns zugekehrten Seite. Aber es stand da, farblos und stumm, und verriet keines seiner Geheimnisse. Durfte ich, ein unbekannter Gast, seine Schwelle mitten in der Nacht betreten, um Kenntniss dessen zu erzwingen, was es verbarg?

Schon hatte ich Strümpfe und Schuhe an den Füßen, da kamen mir Bedenken. Ich hatte durch Zufall — Geschwätz übernimmt so oft die Aufträge des Zufalls — gehört von Zwistigkeiten zwischen Mann und Frau dort drüben — ja, dort drüben, in dem waldumrahmten Hause mit der schönen Aussicht, auf das vom Morgen bis zum Abend die Sonne schien! Mein Gehirn arbeitete erregt, Zerrbilder von Mannesjorn und Frauenangst standen mir vor Augen. War es an mir, die Unglücklichen zu beschämen, nachdem vielleicht auf Augenblicke maßloser Leidenschaft die Qual der Selbstbesinnung gefolgt war?

Ich horchte wieder hinaus. Die Nacht war auch jetzt noch wüß und lärmend, aber Menschen hatten keinen Anteil mehr daran.

Da legte ich mich wieder hin. Aus Vorstellungen möglichen Unheils wurden bald Träume von jähem, unklarem Mißgeschick und Katastrophen, die keinen Anfang und kein Ende hatten.

Als ich mitten in der Nacht erwachte, schien mir eine Ewigkeit verstrichen. Was für ein Toben um mich herum! Es war immer noch der Sturm, und ein rau-

schender Regen. stürzte mit aller Kraft auf unser Zinddach nieder. Ich besann mich auf den schreckvollen Beginn der Nacht; aber — meine Gedanken darüber waren jetzt andere als vorher.

Ja, war es denn so sicher, daß das Menschengeschrei wirklich aus dem Nachbarhause gekommen war? Waren die Schatten, die Schritte nicht eine Täuschung gewesen, veranlaßt durch Aufregung der Sinne, Phantasie und Dunkel? Hatte ich mich infolge merkwürdiger Schallwirkungen der stürmischen Nacht geirrt, und waren die Wehelaute etwa — aus unserem eigenen Hause gekommen?

Mir stockte der Herzschlag.

Murélie?

Diesmal hielten mich keine Bedenken mehr. In Hast hatte ich das Nächstliegende übergeworfen und ging auf den Flur hinaus. Die Mädchentammer war von meinem Zimmer nur durch eine Wand getrennt. Ich hatte die ganze Zeit über keinen Laut von dort drinnen gehört. Ich tappte mich bis an die Thür, öffnete sie leise und rief: „Murélie!“

Keine Antwort.

Noch einmal, ganz rücksichtslos laut.

Nichts regte sich.

Da huschten meine Finger, vergeblich den Knopf der elektrischen Leitung suchend, an der kalten Wand entlang, griffen hie und da an etwas Weiches oder Hartes, alles aber schien unheimlich. Schließlich faßte ich das Bett. Meine Hand fuhr über das Kissen, die Decke — nirgends tastete sie ein Wesen von Fleisch und Blut.

Da graute mir vor dem leeren Raume; ich lief schnell hinaus und machte die Thür hinter mir zu. Am liebsten hätte ich mich unter meine Bettdecke verkrochen.

Aber man hat ein Gewissen; das hat wie ein Apotheker beruhigende und aufregende Medikamente. Mir gab es jetzt einen stärkenden Trank.

Ich rief vier-, fünfmal den idyllischen Namen „Aurélië“ in das tragisch düstere Treppenhaus hinunter. Ein Ruf, auf den nicht geantwortet wird, klingt seltsam nach im eigenen Ohre. Ich ging die Stufen hinab, immer tastend nach einem Lichtknopf, immer hirschend auf einen Laut. Schon war ich zwei knarrende Wendeltreppen hinabgestiegen und stand auf dem untersten Flur. Da griff ich endlich an die richtige Stelle. Es wurde hell, und das Bild, das ich sah, war vertraut trotz aller nächtlichen Stille. Die Gummischuhe, die Regenschirme, die violette Wolljacke von Madame Guin und mein grüner Sweater — alles schlief unberührt seinen ruhigen Schlaf. Ich erleuchtete die Küche, die Vorratskammer. Derselbe sichere Schlummer ungefährdeter Gegenstände. Dann untersuchte ich das Esszimmer, den Salon — nirgends eine Veränderung. Schließlich ging ich auf die Veranda. Die geschlossenen Läden gaben ihr etwas Erstorbenes. Ich faßte an die Haustür. Sie war von innen geschlossen, der Schlüssel lag auf dem nächsten Tische.

Schon wollte ich wieder auf den Flur zurückkehren, da hörte ich den Atem eines lebenden Wesens. Erschreckt suchte ich den Ausgangspunkt dieser Laute, und siehe da, auf der Chaiselongue wogten die Rosentissen, und Soufous Schnauze wurde sichtbar. Seine Augen blinzelten trübe in das Licht hinein und richteten sich dann müde fragend auf mich. Als ich näher kam und mit ihm sprach, sah ich, daß ihn wiederholt ein Zusammenzucken und Zittern überfiel.

Soweit war also alles in Ordnung, die Läden zugemacht, das Haus verschlossen, Soufou vorhan-

den, wenn auch fröstelnd und beängstigt. Aber — Aurélie?

Es gab noch einen anderen Hausausgang. Der hintere Teil des Flures war durch eine Tür mit einem Schuppen, einem einfachen Bretterverschlag, verbunden, in dem alte Kisten und Brennholz, ein Schlitten und vielerlei Gerümpel umherlagen. Das elektrische Licht beleuchtete vom Flur aus diesen Raum nur schwach. Als ich ihn betrat, fiel der Schein gerade auf ein grinsendes Beil, das mitten auf der Erde lag. Brrr! Ich schüttelte mich. Dann lehnte ich das Mordinstrument an die Wand und wollte die nach draußen führende Tür des Verschlages öffnen. Unmöglich. Sie war also verschlossen. Der Schlüssel war nirgends zu finden. Also von außen verschlossen!

Meine Besorgnis für das liebe, unschuldige Kind mit den Schwarzkirschaugen wurde jäh zu kochender Entrüstung. Also auf solche Weise machte sie sich die Abwesenheit der Hausfrau zunutze! Und ich brachte meine sauer verdiente Erholungszeit damit zu, mich nachts um leichtsinnige Bauernmädchen zu ängstigen! Reinen Gedanken mehr wollte ich an die Sicherheit dieses adorablen Chalets wenden. Möchte es verbrennen, alles gestohlen werden, möchte Soufou vom Satan geholt werden, wenn er nicht selbst einer war!

Angst und Empörung sind zwei Elemente, die sich nicht mischen lassen. Ich ging ohne alles Horchen und Winkeluntersuchen die Treppe wieder hinauf und legte mich zu Bett. Zum dritten Male. Aber freilich, schlafen wollte ich nicht. Erst sollte sie die Dame aus Preußen respektieren lernen, diese kecke Walliserin!

Ich las, soweit man lesen kann, wenn das Ohr mit äußerster Anstrengung anderweitig beschäftigt ist, in einem recht mittelmäßigen französischen Roman. Zu-

gleich hielt ich mir im voraus die Strafpredigt, mit der ich Aurélie empfangen wollte. Immerwährend glaubte ich das Knarren einer Tür, ein Schleichen auf der Treppe zu hören; aber wieder und wieder stellte es sich heraus, daß es nur der Wind gewesen war. Er fuhr noch immer dazwischen, fauchte und schlug um sich.

Halt — das waren Schritte! Ich ließ sie langsam, vorsichtig die Stufen heraufschleichen — dann stand ich plötzlich da wie ein im Dunkel weißlich leuchtender Racheengel vor der kleinen Vagabundin, die, Soufou im Arm, in Strümpfen von einem Fuß auf den anderen trat. Ich herrschte sie an. Da floß plötzlich ein so reißender Strom von Patois und Hotelfranzösisch auf mich nieder, der zwei in der schwarzen Nacht aufblühenden Zahnreihen entquoll, daß ich nur noch ein einziges Bestreben hatte: seine Richtung zu erkennen, um möglichst bald entrinnen zu können.

Schließlich wurde mir folgendes klar: Aurélie hatte schon schlafen gehen wollen, da hatte sie bemerkt, daß der Hund auf unbegreifliche Weise wieder entschlüpft war. In ihrer Angst um das köstlichste Bijou ihrer Herrin war sie in die Nacht hineingelaufen. Sturm und Regen und Dunkelheit aber hatten ihr ein solches Grauen eingeflößt, daß sie froh gewesen war, als ihr ein Zufall Jean Verclas, den Sohn des Präsidenten von Ribogne, entgegengeführt hatte. Er hatte ihr seine Begleitung angeboten, was sie beglückt angenommen hatte. „Der Sohn des Präsidenten“ — sie wiederholte diese Kulturstufenbezeichnung wieder und wieder mit unverkennbarer Genugtuung — war sehr, sehr nett gewesen. Man war miteinander nach Ribogne gelaufen, denn er hatte gleich gesagt, Soufou sei ja jetzt immer in Ribogne. Und er hatte ihr auf dem Heimweg erzählt, daß sein Nachbar eine reizende rotbraune

Hündin habe, mit der Soufou immer spiele. Auf dem Rückwege aber hatte er den in einem dunklen Gassenwinkel aufgefundenen, frierenden, nassen Hund auf den höchstgelegenen Armen getragen. In Moralavena angekommen, hatte sich Soufou nur mit heftigem Widerstreben ins Haus hineinschieben lassen. Und dann — der Redestrom stockte einen Augenblick, brach aber dann um so heftiger über den Damm einer plötzlich aufsteigenden Verlegenheit — sei man so naß und kalt gewesen; da habe der Präsidentensohn zur Vorsicht gemahnt und sie zu einem Glas Wein eingeladen. Sein Vater besaß in Moralavena, nicht allzu weit von uns entfernt, ein Chalet, das er an einen Destillateur vermietet hatte. Sie, aus Dankbarkeit, habe nicht nein sagen mögen.

Ein leiser Hauch von Alkohol glitt unter meiner Nase vorbei — da wandte ich mich kurz ab und zog mich in meine Kissen zurück. Zum vierten Male! Und in meiner Erinnerung tauchte der nette Jüngling auf, der mir da unten das Gepäc zur Station der Drahtseilbahn getragen hatte; das ärmliche Dorf, in dem ich auf meiner Zwangswanderung von St. Laquice de Maur nach Moralavena auf die vorher so hurtige Aurélie hatte warten müssen; das Haus aus mächtigen Steinen mit dem Eisengeländer an der Freitreppe, wohl ein Erbbesitz des Präsidenten Verclas.

Im Halbschlaf sah ich eine schwerfällige Bauernhand über einige Unterschriften auf Altenbogen ehrwürdigen Streusand schütten. Es war ein Schreiben von mir darunter, das er legalisieren sollte, ein Kaufvertrag. Ich hatte einen Kuhstall übernommen, billig, mit schiefen, wetterschwarzen Holzplanken und stark beschädigtem Dach.

Da heulte Soufou plötzlich durch unser Haus, so

wie man es in Büchern liest, daß Hunde heulen auf dem Grabe ihrer Herren. Adieu, du süßes Träumen, das mich doch einmal im Leben zur Grundbesitzerin gemacht hat! — Ich hoffte vergeblich, daß auch Sousou nur träume und von seinem eigenen, schrecklichen Wehe- lärm erwachen müsse. Immer länger, immer leidens- voller gellten seine Klagelaute durch das Haus, fast noch heftiger die Nerven des Zuhörers packend, als es das nun schon halbvergeffene Menschengeschrei ein paar Stunden vorher getan hatte.

Ohne jede Vorbereitung lief ich auf den Flur und stieß im Dunkeln gegen Aurélie, die ganz schlaf- befangen die Thür vom Schlafzimmer ihrer Herrin auf- machte und Sousou, der dort wie immer sein Nacht- quartier hatte, zu sich rief. Aber wie rasend sauste der Hund die Treppe hinab, und von unten her drang sein erneutes, gedehntes Jammergeheul zu uns empor. Rein Rufen half. Wir mußten zu ihm hinunter, Aurélie machte Licht, und wir sahen, wie er an der Haustür scharrte und schnubberte. Sein ganzes Inneres schien zu schreien: „O laßt mich nach Ribogne!“

Schon hatte Aurélie die Hände nach ihm ausgestreckt, gerade als die Ruckuhr eins schlug — da ging das Licht aus, und wir sahen einander nicht mehr. Während einiger Stunden der Nacht stellte nämlich das Elektri- zitätswerk den Betrieb ein.

Als ich Kind war, spielten wir oft „Fischer im Dunkeln“. In einer finsternen Stube versteckten sich die Fische, und einer von uns angelte hinter Schränken, unter Stühlen und Tischen. In diesem Spiel übten wir uns jetzt mit Sousou, nur im umgekehrten Ver- hältnis: mehrere Fischer und nur ein, wenn auch dider Fisch. Und trotzdem war es geradezu ein Wunder,

daß er uns schließlich ins Netz ging. Aurélie, zwischen Gähnen und Schlafen, koste den Heulenden herzig. Sie nahm ihn mit in ihr Bett, wo sie ihn nach einer Weile zu beschwichtigen vermochte.

Ich aber tastete mich zum fünften Male in das meine. Wie gern hätte auch ich beschwichtigt, wie gern hätte ich den heulenden Föhngott draußen gestreichelt und besänftigt. Bei geschlossenem Fenster fühlte ich den Zugwind, und über meine rechte Kopfseite zog ein neuralgischer Schmerz, erst dumpf, gleichmäßig und erträglich, dann aber ruckweise, heiß, reißend und zerrend. Ich biß die Zähne zusammen im Ingrim. „Pfui, Moralavena der Vorsaison, eine hassenswerte Teufelin bist du trotz deiner überwältigenden Schönheit!“ So grollte es in mir.

Und eine heftige Sehnsucht ergriff mich nach dir, Lugano—Castagnola.

O nächtliches Lugano, du strahlender Bogen am See, geborgen im Schutze deiner Wächter, der treuen, freundlichen Berge! So reich an Licht, daß die lautlosen Wasser davon trinken und trinken, Nacht um Nacht, und der schimmernden Fülle nicht weniger wird. O milde Sommerluft, die den Atem anhält, als lausche sie Melodien aus fernen Gefilden der Seligen! O unermesslich weites, unvergeßlich sternenstrahlendes Himmelszelt, dessen Anblick müde Augen mit Tränen der Schönheitsfreude füllt! O süßer Duft aus tausend und abertausend stilllächelnden Blumen, der keinen Schlummernden vergift! Der leise, ganz leise dahinstreift über die Blonden und die Braunen, die Alten und die Jungen, die Deutschen und die Welschen; der friedelosen Seelen Träume schenkt, in denen die Bürde ihres Kummers von ihnen abfällt wie langsam sinkende Rosenblätter!

O Castagnola, warum hatte ich dich verlassen?

Warum? Da war es wieder, das leidige Warum. Sie kamen auf mich zu, ein ganzer Trupp, die Warum meines Lebens. Kleine und große, in engen und weiteren Abständen, auf einer langen Straße ohne Anfang und Ende. Alle standen sie auf einem Bein und hatten gekrümmte Rücken und Wassertöpfe wie Fragezeichen. Ich wollte mich abwenden, aber wieder und wieder mußte ich hinsehen und in ihren Zügen suchen wie in Menschengesichtern, bei denen man nicht weiß, ob man sie kennt oder nicht.

Warum überhaupt?

Ist unser Willensleben denn ein Schlamm, und steigt unser Glaube, das Rechte zu ergreifen, wie eine Blase aus trübem Wasser hervor, nur um an der Oberfläche zu zerplatzen? Und auf diese Blasen bauen wir unsere Entschlüsse? Gibt es einen haltloseren Grund?

„Unser Wille ist gebunden durch die in Stoff und Kraft liegenden Gesetze,“ sagt der ehrliche Naturforscher.

„Das Problem der Willensfreiheit können wir nicht lösen,“ sagt der ehrliche Philosoph.

„Ich fühle, daß mein Wille frei ist,“ sagt der ehrliche Ethiker.

Der liebe Gott aber schweigt.

Und wenn wir nicht mehr sind wie die Kinder, wenn unsere Glieder oft schlummern und wir trotzdem, auch schlafend, die Last empfinden, die auf unserer Seele ruht — ist es nicht, weil Gott schweigt?

Ob der Wille frei ist oder nicht, man hat oft seinen Spaß auf dieser Welt. Auch wenn man wie Aurélie nach einer halb in Sturm, in Jünglingsgesellschaft und Destillation verbrachten Nacht todmüde ist und trotzdem seine Mädchen-für-alles-Pflicht erfüllen muß. Sie sah

abgespannt aus am folgenden Tage. Aber wenn sie sich unbeobachtet glaubte, stand ein heimliches Lächeln auf ihrem Gesicht, als grüßten sie hübsche Erinnerungen oder Vorfreuden. Und wenn sie fühlte, daß ich sie forschend ansah, glühte sie auf wie eine Alpenrose.

Wieder sah ich bestätigt, was man so selten gelten lassen will: die verblüffende Ähnlichkeit aller Menschenkinder, einerlei ob im Salon oder im Kuhstall groß geworden. Genau so verstoßen und unvermittelt wie jetzt Aurélie lächelte im verflossenen Winter meine blasse kleine Nichte nach ihrem ersten Ball. Und wie sie sich am folgenden Morgen in einer ihr sonst fremden Gedankenlosigkeit mit der Nagelbürste statt mit der Zahnbürste in den Mund fuhr, so war auch Auréliés ständiges „Sofort, Mademoiselle“, das so prompt und überzeugungsecht herauszukommen pflegte, am Tage nach jener Hundnacht von einer nichtsagenden, farblosen Berstreutheit. Ich glaubte, die Fädisigkeit meines Mittagessens sei eine Folge davon. Es gab zuerst in einem Pfännchen trockenen Kartoffelbrei, unter dem wenige zerhackte Fleischreste versteckt waren, dann ein zähes Fasergewebe, das einer Konservenbüchse entnommen war. Aber auf eine boshafte Bemerkung von mir holte Aurélie eine kleine Schiefertafel aus der Küche, auf der in der recht eleganten Handschrift von Madame Guin das Menü des Tages verzeichnet stand, und nun erst wurde mir klar, was für interessante Gerichte mir wieder geboten worden waren.

Nachdem Soufou die ganze, mir zuge dachte Ration in aller Geschwindigkeit aufgefressen hatte, fiel er gleich darauf wie tot auf sein Rosenbett und ließ sich auf kein Süßholzraspeln von unserer Seite ein, bis die Stunde gekommen war, da er mit Aurélie die Herrin

von der Bahn holen sollte. Da erhob er sich gähnend und verdrossen.

Doch kaum hatte er die Nase aus der Thür gesteckt, als er anderen Sinnes wurde. Große Bereitwilligkeit heuchelnd, lief er neben dem Mädchen her. Sowie aber die Straße erreicht war, die links zum Bahnhof, rechts nach Ridogne führte, schob er sich hinter seine Begleiterin, machte leise kehrt und entschied sich für einen einsamen Dauerlauf in einer ihm wohlbekannten Richtung. Aurélie bemerkte es erst, als jede Verfolgung unmöglich war, und mußte ihre Herrin trotz aller Aufopferung am Vorabend nun doch mit schuldbeladenem Gewissen empfangen.

Gegen Abend — sie fand das ganz in der Ordnung — wurde sie wieder nach Ridogne geschickt und kam erst spät und scheinbar recht niedergeschlagen zurück. Monsieur Verclas hatte unseren Sousou wohl dort unten gesehen, aber der Hund hatte sich mit seiner rotbraunen Freundin bald hier, bald dort herumgetrieben und war ihm schließlich aus den Augen gekommen.

Arme Aurélie! Während sie bange und verlegen zu ihrer strengen blickenden Herrin aufsaß, war diese innerlich längst beruhigt und amüsierte sich. Denn seit einer halben Stunde etwa war ihr Bijou schon wieder zu Hause, und nachdem sie sich eine Weile an Auréliens Angst geweidet hatte, wies sie auf das leise wogende Rosenneß.

— — — — —

In den nächsten Tagen nahm Sousou zusehends ab. An beiden Seiten der langen Nase war sein Gesicht bald ganz eingefallen. Auf dem Rücken wurden die Rippen unter dem borstigen Fell sichtbar. Vor allem aber zeigte er eine an Tollheit grenzende Nervosität.

Da wurden die Türen, die Fenster mit großer Sorgfalt geschlossen gehalten, und er jaulte wiederholt durch das Haus wie in jener Schreckensnacht. Immer der Reihe nach bettelte er bei der Herrin, bei Aurélie, bei mir, daß man ihm öffne. Vergeblich. Da ließ er sich schließlich entmutigt auf einer Strohmatte nieder, und es war kläglich anzusehen, wie er wieder und wieder das Weiße im Auge zeigte, zusammenzuckte und sich wie im Krampfe schüttelte. Dann begann wieder das jämmerliche Heulen. War denn seine Herrin unbittlich geworden? Er sprang auf, legte ihr die Vorderpfoten auf die Knie und suchte ihre Hände zu lecken. Aber welche Wendung! Sie fuhr ihn an und erhob die Hand wie zum Schläge. Da war er noch verdutzter als betrübt und beleidigt. Hätte er eine Sprache gehabt, er hätte in diesem Augenblick kein Wort gefunden. „Ist sie es, oder ist sie es nicht?“ schien er sich zu fragen. Armer kleiner Mann! Schon mancher hat dem Mysterium der Frauenseele nicht weniger ratlos gegenübergestanden als du. Er betrachtete seine Herrin eine Weile, dann wurde ihm unheimlich; er legte sich wieder auf die Matte, um sich aus der Entfernung über diesen Wechsel klar zu werden. Immer von neuem hob er den Kopf und blickte nachdenklich zu seiner alten Dame auf.

Dann kam der Racheakt. Echt männlich. Er stand langsam auf und schritt auf mich zu. Seine weichen Pfoten, von innigen Blicken aus seinen braunen Augen unterstützt, tätzschelten an mir herum. Geschmeichelt und gerührt von seiner Liebenswürdigkeit, streichelte ich ihn sanft und anhaltend. Da entrang sich ihm einer seiner fabelhaft menschlichen Seufzer, und in seinen Augen standen dicke, runde Tränen.

Das war denn doch mehr, als Madame Guin aus-

halten konnte. Plötzlich anders entschlossen, nahm sie ihren Liebling von mir fort mit beiden Armen, öffnete die Verandatür und entließ ihn mit zärtlichen Mahnworten. Mit triumphierend emporragendem Hörnchen trabte er sofort abwärts nach Ribogne.

Ein paar Stunden später bekam Aurélie den Auftrag, sich in einigen Bauernhäusern nach Eiern zu erkundigen; natürlich würde sie in Ribogne am ersten Erfolg haben. Wenn sie zufällig den Hund sähe, möchte sie ihn mitbringen.

Sie tauchte denn auch schließlich wieder auf, in der linken Hand einen Korb mit Eiern, in der rechten einen mehrmals zusammengeknöteten Strick, an dem sie Soufou führte.

Sie erzählte dann die verschiedensten Neuigkeiten aus Ribogne. Am bemerkenswertesten schien mir die, daß die rothbraune Hündin, Soufous Geliebte, nicht mehr dem Dorfschmied, sondern seit einigen Stunden dem Sohn des Präsidenten gehöre, der sie jenem für teures Geld abgekauft habe. „Zwanzig Franken — denken Sie!“

Mir fiel wieder das muntere Lächeln ein, mit dem der Präsidentensohn auf dem Bahnhof da unten meinen Franken in die Tasche gesteckt hatte. Nun scheute er kein Opfer, Soufous Freundin in seine Nähe zu bannen. Solche Widersprüche macht nur eines erklärlich: die Liebe! Für mich war nun kein Zweifel mehr, die Schwarzkirschaugen von Aurélie hatten es ihm angetan.

Meine Hände zuckten, sie hatten nicht übel Lust, Beifall zu klatschen. Ribogner Geschmach, Ribogner Schlaueit waren doch gar nicht übel. Ich nahm mir im stillen vor, die Haustür recht oft offenzulassen, damit Soufou entweichen könne, dieser Soufou, der

mir jetzt als Ribogner Amor in einem ganz neuen Lichte erschien. —

Ach, müßte ich ein Beispiel finden, um ein bekanntes Zitat aus Schillers Glocke zu illustrieren, ich könnte nicht besser wählen, als die Ereignisse der folgenden Tage zu erzählen. Jean Verclas und Aurélie, Soufou und ich, wir flochten den Bund mit des Geschickes Mächten — vergeblich. Madame Guin fand in einer von oben bis unten vollgepfropften Kumpelkammer trotz unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten eine Hundeleine, und was schon so oft vergeblich versucht worden ist, hier wurde es Wirklichkeit: Amor lag an der Kette! Er lag, er stand und er ging an der Kette, volle fünf Tage lang.

Am ersten Tage war es fast nicht mitanzusehen. Ein Mensch kann nicht kummergeschlagener daliegen als der arme Kerl. Auf Stunden quälender Sehnsucht, in denen er vergeblich an der Leine riß, in denen er vergeblich weinte, heulte, scharrte und kratzte, in denen er vergeblich in dem engen Kreis seiner Bewegungsfläche eine Stelle suchte, wo er Ruhe für seine gemarterte Seele fände, folgten Stunden, in denen aus seinen Augen die ganze Bitterkeit für immer vernichteter Hoffnungen sprach. Als er endlich von seiner Herrin an der Strippe spazieren geführt wurde, hingen ihm Ohren und Schwanz schlaff herunter; scheu lief er neben ihr her, suchte Deckung hinter ihren Röcken, sobald ein Mensch oder ein Tier zu sehen war, und blickte nicht vom Boden auf, als schäme er sich seiner Gefangenschaft. Die Nachbarhunde sahen hämisch interessiert hinter ihm her. Dies war ihm aber doch noch lieber als der Gedanke an den Zwang zu Hause. Als Madame Guin umdrehte, sperrte er sich mit aller Gewalt gegen ihre Wünsche, Bitten, Befehle. Sie zog ihn trotzdem bis

zum Chalet zurück; aber als er die Stufen hinaufgehen sollte, stemmte er seine vier Pfoten so trotzig auf den Boden, daß sie ihn hätte erdrosseln können, er hätte sich nicht gerührt. Sie schob ihn von hinten, da machte er sich nach unten zu so dick er konnte. Der Widerpenstige mußte schließlich auf den Armen ins Haus getragen werden, und sein Brummen und Zaulen hörte den ganzen Abend nicht auf.

Ich sehnte mich zuletzt so nach einer anderen Musik, daß ich noch nach dem Essen in den Wald ging, um, an einem Bächlein entlang wandernd, mir ein einschläferndes Abendlied murmeln zu lassen.

Es sollte anders kommen. Die Bauern dieser Gegend haben eine von alten Zeiten her weitergegebene, erstaunliche Geschicklichkeit darin, ihre Bäche durch Dämme, Schleusen, Nebenbetten, Rinnen bald zum reißenden Strom, bald zum feinen, vielfach geäderten Gerinnsel werden zu lassen, je nach der gewünschten Durchfeuchtung der benachbarten Wiesen. Die Veränderung geht oft im Laufe von ein paar Minuten in einem solchen Grade vor sich, daß man nicht mehr dahin zurückspringen kann, von wo man vor kurzem, ohne das Wasser überhaupt zu beachten, hergekommen ist.

So machte sich das sonst so leise und friedlich sum-mende Waldbächlein an jenem Abend ganz unglaublich wichtig. „Du hörst doch, wie ich schnaufe, schnaufe, schnaufe?“ rief es mir zu, ganz außer Atem. „Von morgens früh bis abends spät und noch die lange, lange Nacht muß ich schaffen, schaffen, schaffen. Und wenn ich nicht laufe, laufe, laufe, dann geht am Ende die ganze Welt zugrunde. Was ich tue, tue, tue? Ich muß Riesel schleifen, ich muß Wurzeln spülen, ich muß Gräser tränken, ich muß Löcher wühlen. Drehe ich mich nicht immerzu, wie? Trage ich nicht beständig

Holz und Blätter und reisende Tiere auf meinem Rücken? Bilde ich mich nicht, und rede ich mich nicht, und springe ich nicht tausendmal, bis mir alle Glieder wund sind — wie? — Und du? Stehst da, die Trägheit in Person, und guckst mich an und lachst dummi auf mich nieder! Hast du etwa zuviel Geld in der Tasche? Nein? Hihhi! Geschieht dir ganz recht, Menschenkind. Unerhört ist diese Faulheit, geradezu unerhört, ganz unglaublich!“

„Hahaha! Tausend alte Raffeeantanten könnten zusammen nicht besser skandalisieren als du allein!“ rief ich ihm amüsiert zu.

Da schlug er so böse um sich, daß mir das Wasser ins Gesicht spritzte. Und plumps, plumps! gab er mir ein Schimpfwort zur Antwort, das ich nicht verstand, aber dem Tone nach war es eine fürchterliche Beleidigung.

Lieber Bach, wenn du wüßtest! Wenn du ahntest, wie gern ich es dir gleichtäte in deiner plötzlich gesteigerten Kraft, deiner Arbeitsfülle und deinen tausend schnellen Schritten! O Sonne von Moralavena, o wunderbare Luft voll stärkender Düfte, die aufsteigen von jungen Tannen und frühlingsfrischem Wiesengrün! Könntet ihr mich stark und tätig machen wie den rastlosen Gesellen zu meinen Füßen! Dürfte ich skandalisieren wie du und — täte es doch nicht — sieh, böses Bächlein, dann wäre ich wirklich ein Mensch. ~

So denkend und das Herz voller Hoffnung verließ ich ihn und den Pfad an seinem Ufer. Quer durch den Wald, die breiten, bis zum Grunde schön entwickelten Äste zur Seite streifend, ging ich wohl hundert Schritte, bis ich an eine Lichtung kam, zu der es mich wieder und immer wieder hinzog wie zu einem Freunde, den man nie verläßt, ohne ein liebes, un-

vergeßliches Wort gehört zu haben. Goldener Ginster bedeckte einen Teil des Bodens; daneben breitete sich Wiesengrund aus, ein willkommenes Lager für den glücklichen Entdecker. Er konnte sich niederstrecken unter einen herbe duftenden Strauch, der übersät war mit den dunkelroten Knospen und Blüten der Alpenheidenrose, die an langen, schwanken Ranten hinunterhingen, als wollten sie sich selber dem Gaste schenken. Er konnte, den Kopf auf weiche, moosige Kissen lehrend, die Blicke aufwärtssteigen lassen an einer einzeln stehenden, hoheitsvollen, uralten Tanne, deren schweigende Äste viel Wahres und Ernstes predigten von Sein und Wollen, von Fährnis und Sieg. Er konnte an Baum und Rosenstrauch vorüber weit, weit, weit in die blaue Ferne sehen: zur Linken unendliche Matten, von denen verwitterte Hüttendächer emporlugten, graubraun, niedrig und in Gruppen geschart wie Pilze auf grünem Grunde; zur Rechten die silbern schimmernden Schneerücken des Simplon und des Monte Leone, deren weiche Linien, deren leichte, zarte Farbentönung schon erzählten von den jenseitigen Gefilden Italiens; in der Tiefe das lichtgraue Seidenband der Rhone, das sich um Dörfer und Städte schlang, als wolle es vereinen, was das Leben getrennt.

Der Abend war warm, und mein geliebter Wiesenfleck hielt mich lange fest. Meine Augen folgten dem Abendnebel, der sich langsam weitete und sich fein und duftig über die Hänge und Bäche und Häuslein der Seitentäler legte.

Da knackte ein Zweig im Walde hinter mir. Das Eichhörnchen, das ich gerade an dieser Stelle schon einmal beobachtet hatte, wie es trotz meiner Anwesenheit furchtlos über die Wiese weg auf die einsame Tanne zu huschte, das mir im Gedächtnis geblieben war wegen

seiner leuchtend hellen gelben Schnauze an seinem fast schwarz gefärbten Körper, hatte wohl einen Ast geknickt. Doch meine Träumereien waren unterbrochen. Ich ging, wenn auch ungern.

Als ich den Bach wieder erreicht hatte, sah ich zwischen den Stämmen zwei Menschen vor mir her schreiten, häufig stehen bleibend, als hätten sie sich viel zu sagen. Dann waren sie mir eine Weile durch einen dicken Baum verborgen. Nur ein weißer Schürzenzipfel mit einer bunten Kante war sichtbar und — verriet mir die brave Aurélie!

Hörte ich wirklich einen Ruß, oder zischte der Bach?

Ich weiß es heute noch nicht. Aber das weiß ich, daß unmittelbar darauf der Präsidentensohn ohne Weg und Steg den Wald hinablief — allein, und daß die bekannten Schürzenzipfel vor mir auf und nieder tanzten und im Chalet Adorable verschwanden, kurz bevor ich es betrat.

An den folgenden Tagen war unser Rettenhund schon etwas ruhiger, ja schließlich schien er ganz gefaßt. Es mißfiel mir im Interesse der rotbraunen Ribognerin, war aber für die Mitbewohner des Chalet Adorable eine wahre Wohltat. Bald machte er den Eindruck eines durch Kummer bis zur Resignation gereiften Greises, wenn er gemessenen Schrittes die kleine Kreispromenade um den Pfahl machte, an dem er angebunden war.

Aurélies Temperament dagegen, vorher ein lächelnder Teich, war jetzt eine wogende See geworden. Ein leiser Windstoß, und eine Welle bäumte sich hoch und spritzte um sich.

Als Madame Guin ihr Vorwürfe machte, sie habe zuviel Kaffee für sich genommen, antwortete sie trotzig, daß sie zwei Tage lang nichts essen wolle, um das miß-

gönnte Gut wieder einzusparen, und was noch tapferer war — sie hielt Wort. Es war kindisch, aber mir gefiel's.

Als sie in meiner Gegenwart mit unzureichendem Grunde wegen irgend einer anderen Bagatelle getadelt wurde, lief sie spornstreichs in ihre Kammer, holte ihr prächtiges Zeugnis aus Martigny herbei und hielt es mir vor die Augen.

So schossen zwei neue Äste, Mut und Trost, sichtlich aus dem Bergbäumchen hervor, allem Anschein nach unter den Sonnenstrahlen heimlicher Liebe.

Freilich einmal — es war an einem Sonntagabend — rieselten salzige Tropfen aus den Schwarzkirschen nieder. Mariette, das zierliche, kokette Dienstmädchen bei den portugiesischen Nachbarn, durfte nach Ridogne zum Tanzen gehen. Aurélie aber bat vergeblich um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen. In Gegenwart von Madame Guin beherrschte sie sich trotz der bitteren Enttäuschung ihres jungen Herzens. Als ich aber nachts, Wand an Wand mit ihr, nicht gleich einschlafen konnte, hörte ich sie in ihrem Bette schluchzen, unterdrückt, als presse sie das Gesicht auf ihre Kissen.

Armes Ding!

Aber — Gott sei Dank! — es wurde bald stiller, schließlich ganz ruhig dort nebenan. Nur Kinder weinen sich so schnell in den Schlaf. Wir „Großen“ weinen uns wacher und immer wacher.

Ich war freilich an jenem Abend anders beschäftigt. Ich malte mir Mariette aus, wie sie in einer großen, schwach beleuchteten Scheune, von den Klängen einer Handharmonika angespornt, aus einem Ridogner Arm in den anderen tanzte. Denn zu welcher Zeit man auch an dem Einfamilienhaus vorüberging, immer stand ein Briefträger — der, nebenbei gesagt, eine fehlende

„Gazette de Moralavena“ durchaus ersetzte, Zeitungs-enten mit eingeschlossen —, ein Milchjunge, ein Hotelportier, ein Kuhhirt oder irgend ein anderes Maskulinum vor ihrem Rückenfenster, festgebannt durch den teden Plauderton der kleinen, forschenden Gose. Würde der Präsidentensohn widerstehen können? Würde er ebenso schnell vergessen wie der vor kurzem noch so maßlos ergriffene Sousou?

Denn Sousou hatte sich vollständig geändert. Als endlich zwei neue Pensionäre, eine gutmütige Genferin und ihr vierjähriges Töchterchen, erschienen, war er ganz bei der Sache und hocherfreut. Immer wieder schaute er sich das kleine Persönchen an, und als Madame Guin ihn gar losmachte, überzeugt von einer durchschlagenden Veränderung in seinem Inneren, wurde er der treueste, heiterste Spielgefährte der neuen Freundin.

Diese war aber auch ein allerliebstes Ding. Eines von den herzigen, uraufrichtigen Enfants terribles, die mit hellem Stimmchen in die Welt hinausfagen, was wir „Erzogenen“ kaum zu denken wagen. Gar oft sehe ich ihn im Geiste wieder vor mir, den Blondkopf mit seinen Haselnußaugen, besonders wenn irgendwo ein Schokoladenpudding aufgetragen wird. Im Chalet Adorable nämlich gab es ganz merkwürdig kleine Vorsaisonpuddingsformen, wie aus dem Reiche der Lilliputaner. Nie vergesse ich, wie die Kleine, einen winzigen schwarzen Pudding auf einem großen, blanken Teller erblickend, die Händchen überrascht zusammenschlug und ausrief: „Ah, was für ein großer Bonbon!“

Mit Sousou durfte sie sich alles erlauben. Lag er im Rosennest, so legte sie ihren Kopf auf ihn, stellte sich schlafend und schnarchte laut. Lief er am niedrigen Regenfäßchen hinter dem Hause vorbei, so spritzte sie

ihn und sich jubelnd voll Wasser von oben bis unten. Wollte er gerade die Stufen hinuntergehen, zu einem Spaziergang entschlossen, so packte sie ihn am Hörnchen und ließ ihn nicht fort. Er fand das augenscheinlich alles reizend, denn er war immer um sie herum, leckte an ihren kleinen gelben Schuhen, zerrte an ihren roten Haarschleifen und lief noch hinter ihr her die Treppe hinauf, wenn sie zu Bett gebracht wurde.

Was also Sousous seelisches Gleichgewicht betraf, konnte ich ruhig sein. Er hatte in kaum acht Tagen einen Liebes Schmerz, der alles von mir an Menschen Erlebte zu übersteigen schien, absolut vergessen. Es war, als kenne er den Weg nach Ribogne überhaupt nicht mehr. Sein Bäuchlein rundete sich wieder, und sein ganzes Benehmen war das eines befriedigten Philisters. Nur selten begleitete er mich noch auf meinen Spaziergängen. Da ich sie weiter und weiter ausdehnte, immer von neuem belohnt durch die vielseitige Schönheit Moralavenas, verließ er mich meistens schon lange vor meinem Ziel; so zog es ihn in das Chalet Abordable zurück.

Aber ich mußte mich um jemand anders ängstigen, dessen Empfinden Wurzeln hatte, die immer tiefer und tiefer in frisches Erdreich hineinwuchsen — um Aurélie.

Eines Tages bemerkte ich, daß sich ihre Beckenknochen deutlich abzeichneten, und wenn ich an der Küche vorüberging, sah ich sie im Sitzen ihre Karotten schaben, den Rücken müde gegen die Stuhllehne legend.

Ich fragte sie einmal, ob sie nicht lieber zu ihren Eltern nach Rens zurückkehren wolle. Sie stritt es ab mit sehr aufrichtiger Energie. Aber daß sie unter einem, wenn auch lieben Kummer litt, war unverkennbar.

So kam der letzte Sonntag meines dortigen Auf-

enthalt's näher. Da hatte ich eine Idee. Ich fragte die Genferin, ob wir unsere Wirtin einmal gemeinsam zum Abendessen einladen wollten in einem der drei großen Hotels weiter unten. Ich schlug Sonntag abend vor, damit unsere vielgeplagte Aurélie endlich einmal tanzen gehen könne. Das Töchterchen flehte, mitgenommen zu werden, und da die Tischzeit schon um sieben Uhr war und ich versprach, eine frühe Heimkehr zu befürworten, wurde mein Plan wirklich angenommen und ausgeführt.

Aurélie tanzte den ganzen Abend in der präsidentialen Scheune in Ribogne und sah am nächsten Montag wieder strahlend in den sonnigen Morgen hinein.

Ein paar Tage später verließ ich das Chalet Adorable. Mein Gepäc überlieferte ich Aurélie zur Beförderung, denn ich wollte mit dem Rucksack über die ganze, weite Hochebene nach Westen wandern und schließlich nach Martigny hinuntersteigen.

Als ich dem schwarzäugigen Mädchen, das immer so flink bei der Hand gewesen war, ein Goldstück in die Hand drückte, fühlte ich etwas Hartes. An ihrem Ringfinger steckte ein neu glänzender, dörflicher Reif.

Da trat ich noch einmal auf das Rosenbett zu, hob ein Kissen in die Höhe, faßte zwei weiche Vorderpfoten und drückte einen Abschiedskuß auf Sousous gelbes Haupt.

„Adieu, du borstiger, walzbäuchiger, vierbeiniger Gebirgsamor! Stifte weiter Segen!“

Ich wünschte mir hundert Augen, um noch einmal die wunderbare Schönheit dieser Gegend in mich aufnehmen zu können.

O Morolavena, du Knospe unter den Kurorten der

Schweiz, wohl reicher an angeborenen Reizen als alle anderen — ich glaube, ich betete für dich! Von ganzer Seele wünschte ich dir, daß die Hände, die dich pflegen und hegen würden, rein sein möchten von Taten der Prunksucht und Habgier, des Luges und Truges. Und ich bat Gott, wo er Herzen fände, dürstend nach Schönheit und Frieden, daß er sie den Weg hinaufführe zu euch, ihr herrlichen Tannen auf blumigem Wiesengrund, die ihr euch besonnen laßt vom Morgen bis zum Abend, die ihr hinüberschaut auf hundert Gipfel, kleine und große, bis zu dem König über alle Berge Europas.

Ihn hatte ich vor mir auf meinem Wege, und immer wieder klickte ich zu ihm hinauf, dem majestätischen Montblanc. In Scharen grüßten Wiesenblumen, nickend mit schwereren Köpfen, zu meinen Füßen, und Ruhglocken läuteten vielstimmig einen freundlichen Abschiedsgruß.

Stundenlang ging ich zwischen saftigen Weiden dahin und machte erst Rast, als ich ein sauberes, stattliches Dorf vor mir sah — Rens, die Heimat von Aurélie.

Mir fiel ein, daß sie mir erzählt hatte von der prächtigen alten Kirche dort, die durch Beisteuer vieler Nachbargemeinden erhalten und erneuert worden sei. So betrat ich denn den halbdunklen, kühlen, feierlichen Raum und setzte mich auf eine Bank, dem Hochaltar gegenüber. Seitlich neben ihm war ein Fenster geöffnet; ein weißes Vergeehaupt und ein Tannenzweig schauten herein. Durch die grünen Nadeln aber stahl sich ein einzelner Sonnenstrahl und schien auf die Füße des Heilands an einem silbernen Kreuzifix.

Ich aber träumte vor mich hin. Ich glaubte Aurélie zu sehen im schwarzen Kleid und weißen Schleier, wie sie am Altar kniete, ihren Jean zur Seite, der ganz

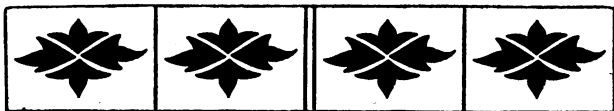
städtisch ausah im schwarzen Rock und im blendend weißen Kragen. Ein Priester im leuchtenden Messgewand schaute mit Wohlgefallen auf das junge Paar nieder, dem Glück und Tüchtigkeit aus den Augen strahlte. Die Kirchenstühle waren gefüllt mit braven Bauersleuten im Feiertleid, und unter den Männern fiel mir eine wuchtige Gestalt mit breitem, grauem Vollbart auf, über deren entschlossenes Gesicht ein merkwürdiges Lachen ging: der Präsident von Ribogne.

Und ich sah im Geiste an einem sonnenstillen Sommerabend Madame Aurélie Verclas leichtfüßig von Ribogne hinauf nach Moralavenna schreiten, denselben Weg, den sie mich einst in triefendem Regen geführt. Jetzt aber ging sie ihrem jungen Gatten entgegen, der das Heimtreiben der stattlichen Rüge leitete. An einer Tränke hielten die breiten, feisten Tiere und drängten sich ans Wasser.

Der Präsidentensohn aber suchte Deckung hinter ihren braunen Rücken, zog das geliebte Bergbäumchen mit den beiden blanken schwarzen Beeren zu sich nieder und flüsterte scherzend: „Mein Bijoujou, mein Joujoubi!“

Und zwischen zwei lachenden Zahnreihen hindurch schob sich blitzschnell die erwartete Fortsetzung hervor: „Oh, mein Cocolot, mein Cocolon!“





Das Spiegelbild in der Photographie.

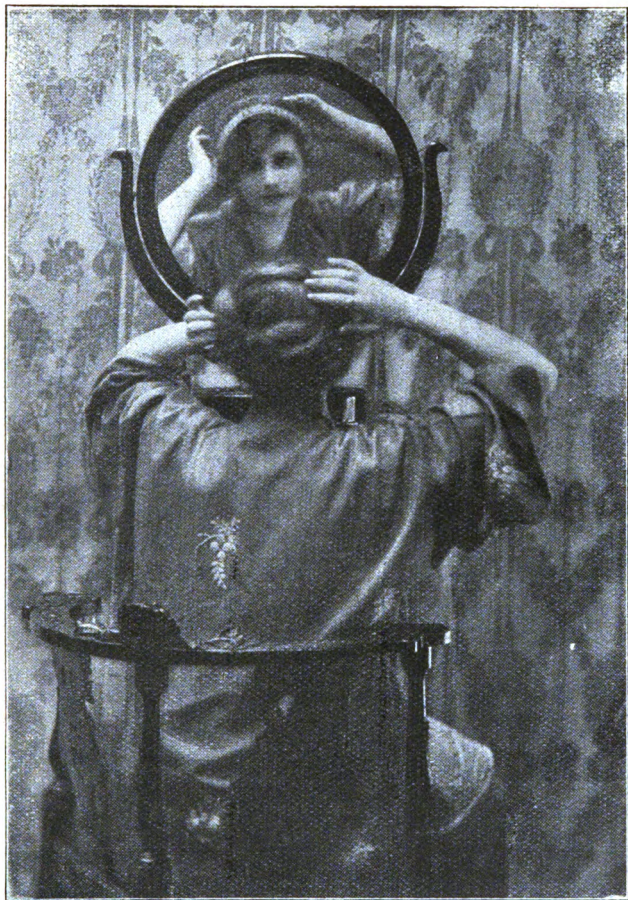
Von Reinhold Ortmann.

Mit 11 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die künstlerische Porträtphotographie ist während des letzten Jahrzehnts von berufsmäßigen Lichtbildnern auf eine so hohe Stufe der Vollen dung gehoben worden, daß auch der Liebhaberphotograph, der das Stadium des unbeholfenen Dilettantismus glücklich hinter sich hat, sich naturgemäß zu immer heißerem Bemühen angespornt fühlen muß. Teuer genug hat er ja zumeist die Erkenntnis bezahlen müssen, daß es für die Erzielung eines hübschen und gefälligen Bildes mit einer genauen Beobachtung der technischen Regeln noch keineswegs getan ist, sondern daß es neben richtiger Lichtverteilung und geschmackvollem Arrangement der Umgebung vor allem auf die Erfüllung künstlerischer Voraussetzungen in der Stellung des Aufzunehmenden ankommt.

Selbst bei tüchtigster Anleitung wird es immer einer langen Übungszeit und eines gewissen angeborenen Talentes bedürfen, um den Amateur zu Leistungen zu befähigen, die berechtigten Anspruch auf einen künstlerischen Wert erheben können. Ist aber dem ernsthaft strebenden Liebhaberphotographen, der zugleich über einen brauchbaren Apparat verfügt, erst einmal das volle Verständnis für die entscheidenden Grundbedingungen des Erfolges aufgegangen, so darf



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 1.

er mit ziemlicher Sicherheit auf ein rasches und ermutigendes Fortschreiten rechnen. Auch ein gelegentliches Mißlingen, das wohl auf keinem Gebiete schwerer



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 2.

zu vermeiden ist als gerade auf diesem, wird ihm dann vermutlich nicht mehr wie dem Anfänger lediglich eine schmerzliche Enttäuschung, sondern zugleich und vor

allem eine wertvolle Belehrung bedeuten, und mit der wachsenden Sicherheit in der Beherrschung alles Handwerklichen wird er zu immer größerer Freiheit in der



Phot. Elwin Neame London.

Abb. 3.

Verwendung und Ausnützung der gewonnenen künstlerischen Einsichten gelangen. Dann wird er sich getrost auch an Aufgaben wagen dürfen, deren glückliche Lö-

sung man im allgemeinen nur als dem Berufsphotographen möglich ansieht, und zu deren einer wir mit



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 4.

dieser Skizze den vorgeschrittenen Amateuren unter unseren Lesern die Anregung geben möchten.

Es handelt sich, wie schon der erste flüchtige Blick auf die beigegebenen Abbildungen erkennen läßt, um photographische Porträts, die das betreffende mensch-

liche Objekt gleichzeitig von verschiedenen Seiten zeigen. Das zur Erzielung dieses Effektes dienende Mittel kann natürlich nur ein Spiegel sein, und die beab-



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 5.

sichtigte Wirkung besteht darin, daß das von dem spiegelnden Glase reflektierte Bild in vorteilhafter Beleuchtung und mit vollkommener Schärfe ebenfalls auf der Platte erscheint. Der Gedanke selbst kann durch-

aus keinen Anspruch auf Neuheit erheben, und wir alle haben schon in den Auslagelästen der Photographen derartige Porträtaufnahmen gesehen. Aber aus naheliegenden Gründen wird der Berufsphotograph nur selten in die Lage kommen, solche Spiegelporträte herzustellen. Durch den scherzhaften oder intimen Charakter, der ihnen um ihrer Eigenart willen anhaftet, erscheinen sie für die Geschenkwende, denen das bezahlte photographische Abbild ja zumeist zu dienen hat, nur in sehr beschränktem Maße geeignet. Auch ließen sich gegen die Idee, sie etwa zur herrschenden Mode zu machen, wohl mit Recht ernsthafteste ästhetische Bedenken erheben. Als eine interessante und nutzbringende Übung für den Amateur und als eine hübsche Variation, die bei gutem Gelingen sowohl dem Dargestellten wie dem Erzeuger des Bildes lebhaftes Vergnügen bereiten kann, ist das photographierte Spiegelbild indessen gewiß zu empfehlen, und schon die kleine Auswahl von Beispielen, auf die wir uns wegen des knapp zugemessenen Raumes beschränken mußten, dürfte beweisen, in wie mannigfaltiger und eigenartiger Weise sich die Idee ausnützen läßt.

Zu beachten ist vor allem, daß statt des für gewöhnliche Porträtaufnahmen nötigen einen Hintergrundes deren zwei vorhanden sein müssen, und zwar einer für die aufzunehmende Person und einer für ihr Spiegelbild. Wesentlich schwieriger als das Arrangement dieser beiden Hintergründe ist schon die richtige Einstellung des Apparates. Der Amateur wird anfänglich immer geneigt sein, ihn auf die vor dem Spiegel sitzende Person einzustellen, wodurch das Reflexbild dann natürlich der Brennweite des Objectives entrückt wird. Es ist eben immer zu bedenken, daß dies Reflexbild als ebenso weit h i n t e r dem Spiegel befindlich anzusehen ist,

wie sich der Aufzunehmende v o r demselben befindet. Was die Belichtung betrifft, so ist darauf zu achten, daß sich die Lichtquelle nicht vor, sondern hinter dem



Abb. 6.

Phot. Elwin Neame, London.

Spiegel befindet, das Gesicht des Aufzunehmenden also voll beleuchtet ist, während das Glas nur reflektiertes Licht empfängt. Was das Spiegelbild dadurch an Schärfe verliert, gewinnt es an Weichheit. Kleine

Mängel, wie Falten, Runzeln, Gesichtsflecken und dergleichen, die bei einer scharfen Beleuchtung auf der Platte erscheinen würden und durch Retusche entfernt werden müßten, entgehen, wenn unser Rat befolgt wird, zumeist der Wiedergabe, und da man Spiegelporträts doch wohl nur von Damen anfertigt, bedürfen die Vorzüge dieser ohne alle weiteren Hilfsmittel bewirkten Korrektur jedenfalls keiner ausführlichen Begründung.

Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß Spiegelbilder nach unserer Erfahrung am besten bei Tageslicht aufgenommen werden, weil Versuche mit künstlichen Lichtquellen durchweg minder günstige Resultate ergaben, so ist beinahe alles gesagt, was dem halbwegs erfahrenen Amateur für diese besondere Art der Porträtphotographie zu wissen not tut.

Die einfachste Form von Spiegelaufnahmen, mit der der Liebhaber zweckmäßigerweise darum auch beginnen sollte, ergibt sich aus der durch die beiden ersten der beigefügten Beispiele veranschaulichten Stellung. Die aufzunehmende Person wendet der Kamera ihre Rückseite zu, und das Gesicht wird lediglich im Spiegel sichtbar. Von einem rein künstlerischen Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheinen diese Aufnahmen vielleicht sogar als die reizvollsten, und es läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß sie ungezwungener und natürlicher wirken als die komplizierteren Stellungen der folgenden Bilder. Da aber der strebsame Dilettant nach den ersten glücklichen Erfolgen naturgemäß auf die Überwindung immer größerer Schwierigkeiten erpicht ist, und da seine hübschen jungen Versuchsobjekte an Bildern, auf denen sie ihr Antlitz in zwei verschiedenen Ansichten zugleich bewundern können, vermutlich ein noch lebhafteres Vergnügen haben, so emp-

fehlen wir als den nächsten weiteren Schritt eine Aufnahme von der Art der in unserem dritten Bilde wieder-



Phot. Elwin Neame, London.

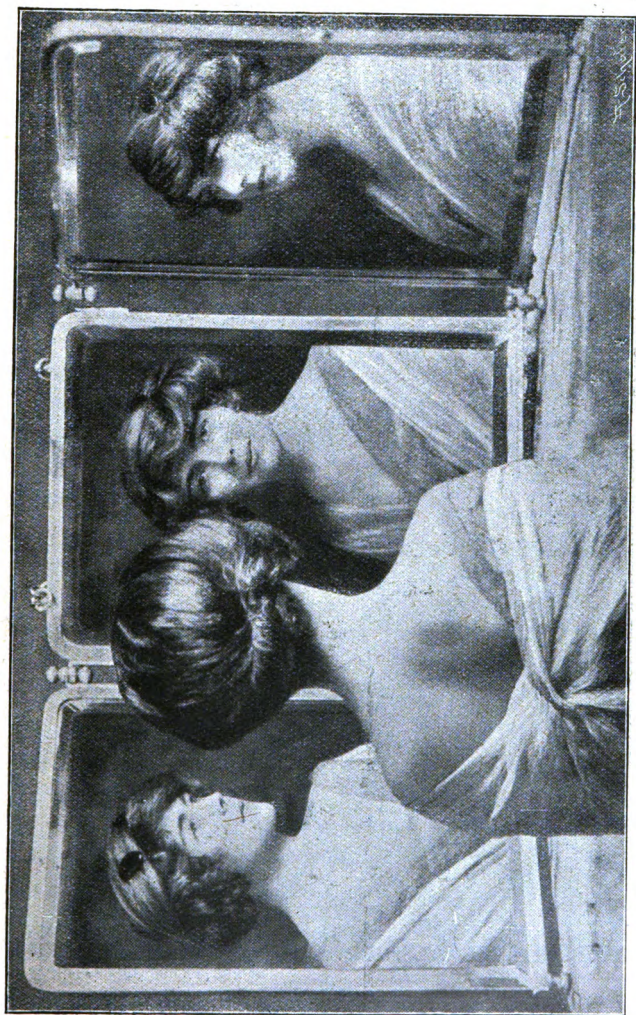
Abb. 7.

gegebenen. Hier sehen wir das lebendige Original im verlorenen Profil, das Spiegelbild aber in voller Vor-

deransicht, und daß die Wirkung eine außerordentlich pitante ist, wird jeder Beschauer unserer Abbildung ohne weiteres zugeben müssen.

Aber es handelt sich gerade bei dieser Aufnahme allerdings auch um eine hervorragende photographische Leistung, die gleich beim ersten Versuch zu erreichen der Durchschnittsamateur wohl kaum hoffen darf. Es sei ihm darum geraten, sich zuvor an Aufnahmen zu üben, bei denen er mit etwas einfacheren technischen Behelfen auskommen kann. Wir meinen damit solche, bei denen der pitante Gegensatz zwischen Vorder- und Seitenansicht einfach dadurch erzielt ist, daß die Aufzunehmende den Kopf unmittelbar an das Spiegelglas anlehnt wie auf den Abbildungen 4 bis 7. Je nach dem Neigungswinkel des Kopfes zum Spiegel ergeben sich da die mannigfachsten Möglichkeiten. Da der Gegenstand und sein Reflexbild beinahe in derselben Fläche liegen, vereinfacht sich die Einstellung des Apparates, und auch der zweifache Hintergrund ist nur dann erforderlich, wenn man mit der Umgebung des Porträts über den Spiegelrahmen hinausgeht, was sich bei größeren Köpfen ja von selbst verbietet.

Wieder um einen Schritt weiter gehen wir auf unserem achten Bilde, für dessen Herstellung ein dreiteiliger Frisierspiegel verwendet worden ist. Wir gewinnen damit die gleichzeitige Darstellung derselben Person in Rück- und Vorderansicht, in scharfem und im Dreiviertelprofil, haben also sozusagen vier Porträtaufnahmen in einer. Wenn damit auch die Grenze überschritten ist, die das Künstlerische vom Spielerischen scheidet, so handelt sich's doch um eine Spielerei von recht anmutiger Art. Nur möchten wir, um Enttäuschungen vorzubeugen, vor dem Glauben warnen, daß auch die Anfertigung eines solchen vierfachen Bildes



Phot. Elwin Neame, London.

216b. 8.



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 9.

mit spielender Leichtigkeit zu bewirken sei. Hier bedeutet die Belichtungsfrage schon ein recht schwieriges

Problem, und der Ungeübte wird vielleicht durch die sonderbarsten perspektivischen Verschiebungen auf dem



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 10.

einen oder dem anderen der Reflexbilder auf recht unliebsame Weise überrascht werden.

Ein Kunststüchchen im eigentlichsten Sinne des Wortes zeigt uns Abbildung 9 mit ihrer achtfachen Wiedergabe der nämlichen jungen Dame. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß sich der Photograph zur Erzielung dieses Effektes zweier Spiegel bedient hat, zwischen denen die Aufzunehmende Platz nehmen mußte, während die Aufnahme über den Spiegel hinweg erfolgte, dem sie ihr Gesicht zukehrte. Die Spiegel waren annähernd parallel zueinander gestellt, während der Apparat auf „unendlich“ eingestellt wurde. Wen es zur Nachahmung reizt, der möge sein Heil versuchen.

Einen Ausblick auf die reizendsten Möglichkeiten eröffnet das in unserem zehnten Bilde vorgeführte Beispiel. Die Dargestellte erblickt im Spiegel zwar ihr Ebenbild, aber sie sieht es in veränderter, einer weit zurückliegenden Vergangenheit angehöriger Tracht, während sie selbst in durchaus modischer Gewandung prangt. Die Erklärung des hübschen Scherzes ist einfach. Es handelt sich um zwei nacheinander bewirkte Aufnahmen auf derselben Platte. Zunächst wird eine Hälfte derselben verdeckt, und die Aufzunehmende tritt vor die Kamera in dem Kostüm, das ihr Spiegelbild zeigen soll. Die den einfallenden Lichtstrahlen zugängliche, unverhüllte Hälfte der Platte nimmt lediglich dies Spiegelbild auf. Dann wird die Bedeckung verschoben, so daß die andere Hälfte der Platte für eine Aufnahme frei wird, und die zu Photographierende erscheint auf ihr in dem inzwischen angelegten veränderten Kostüm. Es liegt auf der Hand, daß dies Verfahren unzählige Varianten ermöglicht, und es wird einzig von dem Geschmack des Amateurs abhängen, inwieweit er diese Möglichkeiten für reizvolle Wirkungen auszunützen weiß.

Was unsere letzte Abbildung uns von der Verwendbarkeit des Spiegels in der Photographie erzählt, geht allerdings wohl schon um einiges über den Rahmen der Liebhaberkunst hinaus. Um mit Aussicht auf Erfolg durch das Spiegelbild den Reflex im Wasser vorzutäuschen, wie es hier geschehen ist, bedarf es dazu nicht nur umständlicher Vorbereitungen und eines beträchtlichen



Phot. Elwin Neame, London.

Abb. 11.

Aufwandes an Hintergrund, Requisiten und so weiter, sondern auch einer vollkommenen Beherrschung der technischen und künstlerischen Mittel, die dem wohlausgebildeten Berufsfotographen zur Verfügung stehen. Richtige Stellung und richtige Beleuchtung spielen hier eine so wichtige Rolle, daß ein Amateur, dem solche Wagnisse glücken, unserer Anregungen und Ratsschläge wohl überhaupt nicht mehr bedarf.





Miss Violet.

Novelle von Luise v. Rohrscheidt.



(Nachdruck verboten.)

Also, lieber Junge, nun rege dich vor allen Dingen nicht auf. Du mußt einfach das Rennen gewinnen! Und das tut man nur, wenn man einen ruhigen Sitz, einen kalten Kopf —“

„Vor allem kein Pech hat!“

„Ach was — Pech! Gibt's ja gar nicht!“

„Gibt's schon. Bei dem verwünschten Spiel neulich Abend zum Beispiel! Der Teufel soll mich holen, wenn ich noch einmal durch die Karten meine Verhältnisse aufzubessern suche.“

„Freilich — eine reiche Frau ist sicherer.“

„Aber auch umständlicher. Eine Ehe stört entschieden beim Rennenreiten.“

„Vielleicht. Aber wenn du eine reiche Frau bestämst, wär's für uns drei am besten. So müssen wir unsere letzte Hoffnung auf deine Stute setzen. Die ‚Trilby‘ wird's schon machen — was? Da sie nicht als Favorit genannt ist, zahlt uns der Totalisator große Summen, den zehnfachen Einsatz, wenn du siegst. Damit ist uns dann allen geholfen.“

Leutnant v. Dennwig schob seinen Arm in den seines Regimentskameraden, des Rennreiters Leo v. Waldburg, der, die Reitpeitsche unter den Arm geklemmt, mit zurückgehaltenen Rockschößen, die weiche, blaue Dra-

gonermühe fest in die Stirn gedrückt, auf dem Sattelplatz stand. Da er selbst, seine Kameraden Dennwiz und Runo v. Waldburg nur auf „Trilby“ gewettet hatten, so interessierten die anderen Rennen sie wenig. Auch zu der mit eleganten Damen, mit Zivilisten und Offizieren gedrängt voll besetzten Tribüne sahen sie zuerst nur flüchtig hinauf. Dann nahm Runo v. Waldburg aber doch seinen Krimstecher vor und musterte ungeniert die Damenreihen.

„Du!“ Er stieß Leo etwas mit dem Ellbogen an. „Da ganz vorn sitzt deine amerikanische Miß mit ihrem unmöglichen Alten.“

„Meine amerikanische Miß? Ich habe keine amerikanische Miß!“ antwortete Leo unwirsch.

„Nimm mein Glas und sieh hin!“ beharrte Runo. „Da — gleich die dritte vorn links, die in dem roten Schiffonkleid.“

Dennwiz meinte gemächlich: „Die Kleine ist sehr fesch und soll ein kolossales Vermögen haben. — Leo, wie wär's?“

„Was denn schon wieder zum Donnerwetter?“

„Bist du aber heute krazig! Ich meine ja nur, wenn's mit der ‚Trilby‘ nicht glückt, könnte man immer noch die amerikanische Miß in Aussicht nehmen.“

„Nun hör aber auf! Erst soll ich für euch meine Knochen riskieren und dann eine Dame heiraten, die ich vielleicht dreimal gesehen habe!“

„Nach Shakespeare also schon zweimal zu oft. Einmal genügt vollkommen. Und überdies ist sie in dich verschossen bis über die Ohren, das hab' ich beim Ball im Rurhaus deutlich gemerkt.“

Leo v. Waldburg zog seine Uhr heraus. „Ich steige jetzt auf!“

„Noch viel zu früh!“

„Laß ihn nur. Mit ihm ist jetzt doch nichts anzufangen. Wenn er im Sattel sitzt, kommt ihm sein Verstand zurück. — Ich gehe jetzt auf meinen Tribünenplatz zu deiner Miß, Leo. Sie soll dir den Daumen halten.“

Leo antwortete nicht. Mit Dennenwitz zusammen ging er den Ställen zu. Die gesattelten Pferde, die im nächsten Rennen laufen sollten, wurden von den Trainern langsam hin und her geführt.

Beim Anblick der schmal gebauten Vollblutstute „Trilby“ erheiterte sich Leos Gesicht, „Wir werden's schon schaffen — was?“

Der Trainer nickte. „In Frage kommt überhaupt nur der da.“ Er wies mit dem Daumen nach rückwärts.

Ein Stalljunge in roter Jacke lief da mit einem großen Kappen im Kreise herum.

„Das ist ‚Diable‘, auf den alle wetten. Der Besitzer, Herr de la Roche, reitet selber. Herr Leutnant müssen ihn zunächst ruhig führen lassen, ‚Trilby‘ verhalten und dann erst kurz vorm Ende — los!“

Leo nickte. Er trat mit dem linken Fuß in den Bügel und saß, fast ohne das knisternde Leder des Sattels zu berühren, gleich darauf in der bekannten vornübergeneigten Rennhaltung auf seiner „Trilby“.

Die Reiter, drei Offiziere und vier Herrenreiter, stellten sich in eine Reihe. Der Tribüne zunächst stand „Trilby“, Waldburgs braune Vollblutstute.

„Wie reizend! Nun kann ich ihr gut sehen,“ sagte eine helle Mädchenstimme in fremdartig klingendem Deutsch zu ihrem Vater, dem dicken Mr. Marston aus New York, der nur seiner einzigen Tochter zu Gefallen sich in Baden-Baden zur Kur statt in New York in seinen Geschäftshäusern aufhielt.

Trotzdem fühlte er eine gewisse Hochachtung vor

seiner Tochter, die hier bereits ein Pferd vom anderen unterscheiden konnte. Oder sollte sie vielleicht statt der Stute den Reiter meinen?

„Wer ist der Mann?“ fragte er leise.

„Herr v. Waldburg, glaub' ich.“

Der schwarze Hut verbarg die heiße Röte ihres hübschen Gesichtes.

„Ist das der Offizier, mit dem du neulich im Kurhaus so oft getanzt hast?“

„Oft? Dreimal höchstens. — Papa, du machst immer eine Elefant aus eine Mücke!“

Mr. Marston war daran gewöhnt, Schelte und Verhaltensmaßregeln zu bekommen. Er klopfte darum nur sanft begütigend auf die kleine Hand in dem langen, perlgrauen schwedischen Handschuh und sog dann weiter an der Elfenbeinkrücke des Spazierstockes, den er zwischen seinen gewichtigen Beinsäulen hielt.

Die Fahne am Start senkte sich, und eine Sekunde darauf begann der Ablauf.

Violet preßte die Hände fest zusammen. Sie war durchaus kein ängstliches Gemüt, aber heute bangte sie um die schlanke, blaue Reitergestalt auf der langgestreckten braunen Vollblutstute.

Sie nickte, als Runo v. Waldburg, der dicht hinter ihr saß, sie begrüßte und irgend etwas Erklärendes, was sich auf das Rennen bezog, hinzufügte, aber sie ließ das Opernglas nicht von den Augen und sah immer nur das eine Pferd, den einen Reiter.

Herr de la Roche auf „Diable“ übernahm die Führung in scharfem Tempo. Dicht hinter ihm kam Waldburg auf „Trilby“. Die übrigen Pferde blieben weiter zurück.

Das ganze Interesse des Publikums konzentrierte sich bald ausschließlich auf die zwei ersten Pferde.

Durch eine geschickte Wendung gelang es plötzlich Waldburg, seinen Rivalen zu überholen und auf die innere, vorteilhaftere Seite des Seils zu gelangen.

Jetzt führte „Trilby“ das Rennen. Leos Erregung legte sich. Er war nun seines Sieges sicher.

Jetzt kam die letzte hohe Schranke dicht vor der Tribüne. Das Pferd hob sich.

Plötzlich spürte Waldburg einen heftigen Ruck. Etwas Unerhörtes mußte geschehen sein.

Ganz nahe an ihm vorüber sah er den weißen Hinterfuß des „Diable“ aufblitzen, der an ihm vorbei jagte, während „Trilby“, die beim Springen sich die rechte Fessel gebrochen hatte, schwer röchelnd auf die Seite fiel.

Leo stand unverletzt auf der Erde neben dem zusammengebrochenen Pferd. Von der Tribüne her wehten Taschentücher. Ein lautes Hurra erklang, als de la Roche auf seinem schweißbedeckten Rappen durchs Ziel jagte.

Man hatte den Sturz der „Trilby“ gesehen. Offiziere, Trainer, Stallburschen liefen nach der Unglücksstelle — voran natürlich Leutnant v. Dennwitz und Runo v. Waldburg.

Leo sah immer noch wie versteinert auf „Trilby“ herunter, die vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben.

„Die Fessel ist gebrochen. Da hilft nichts, die Stute muß totgeschossen werden,“ sagte Waldburgs Trainer. „Schade! Das Rennen war so gut wie gewonnen. Herr v. Waldburg wird mir gewiß das Geld, das ich auf ‚Trilby‘ setzte, zurückzahlen?“

„Schweigen Sie von Ihrem Geld!“ herrschte Leo den Mann an. „Was liegt an dem Bettel? Aber daß mir das passieren muß! Dies arme, treue Tier habe ich zugrunde gerichtet und —“

Er brach ab, weil er vor Bewegung und Aufregung nicht weiterprechen konnte.

Eine Pistole war bald zur Stelle, denn es kam oft vor bei diesen gefährlichen Rennen, daß ein Pferd stürzte und erschossen werden mußte.

„Willst du selbst?“ fragte Dennwik.

Leo schüttelte den Kopf. „Meine Hand ist jetzt nicht ruhig genug. Mach du's, Dennwik. Aber um Gottes willen mach's kurz! Hinters linke Ohr ins Gehirn —“

„Weiß ich. Geh weg mit Runo. Du siehst aus wie ein Gespenst. Laß dir einen Rognak geben. Wir treffen uns dann im Hotel Stephanie.“

Der Weg, der an der Tribüne vorbeiführte, wurde zu einem Leidensgang für Leo. Vorgesetzte und Bekannte drängten sich mit Fragen an ihn heran. Die Tribünen leerten sich rasch. Vor allem die Damen wurden ungeduldig. Man mußte drch die eleganten Toiletten zeigen, den Sieger und die Besiegten sehen.

Neugierig drängten sie sich an Leo heran, der mit kurzem Gruß weitergehen wollte, als plötzlich eine schlankte Mädchengestalt in mohnrotem Chiffonkleid vor ihm stand und ihm den Weg versperrte.

Violet Marston streckte dem jungen Offizier beide Hände entgegen. „Du tust mir so leid!“ sagte sie ganz laut.

Die Umstehenden lächelten vielsagend. Sollten die beiden etwa schon heimlich verlobt sein? Dann schadete freilich das verlorene Rennen nicht. Mr. Marston hatte Geld genug, um seinem Schwiegersohn einen ganzen Rennstall zu halten.

Leo hielt die kleinen Hände in den grauen Handschuhen fest und sah in die großen braunen Augen, über denen es wie ein Tränenschleier lag. Zum ersten

Male heute berührte ihn die ihm ausgesprochene Teilnahme wohlthuend. „Ich danke Ihnen von Herzen, Miß Marston,“ antwortete er trotzdem etwas kurz und befangen.

Die vertrauliche Anrede, die ihrem mangelhaften Deutsch entsprang, klang so lieb von ihren roten Lippen. Ihr sonst ein bißchen hochmütiger Ausdruck war ganz verändert. Nur weiche Hingebung lag in dem reizenden Gesicht unter dem schwarzen Federhut.

Sie wußten beide nicht, daß sie zur Belustigung der klatschsuchtigen Badegesellschaft dienten, als sie so Hand in Hand auf dem gelben Sand der Rennbahn standen und sich in die Augen sahen.

Mr. Marston, dem es manchmal einfiel, daß er seine Tochter behüten und belehren müsse, kam angekeucht. „Well, Mr. Waldburg, das war vorbei-geglückt!“ meinte er offenherzig.

Waldburg ließ Violets Hände los und trat mit einer Verbeugung zurück.

„Werden wir Sie heute abend auf dem Rennball sehen?“ fuhr der Amerikaner, der fließend Deutsch sprach, fort. „Ich wette, beim Tanzen schlagen Sie den Franzosen ganz sicher.“

„Ich weiß noch nicht, ob ich kommen werde,“ wies Leo ab. „In Stimmung bin ich nicht.“

„Oh, du mußt tanzen, um zu vergessen!“ bat Violet.

Die Umstehenden lächelten wieder vielsagend über die offenherzig gezeigte Vertraulichkeit der jungen Dame.

Violet wurde rot. „Was gibt's denn? Alle sehen mich so an?“ fragte sie ihren Vater leise, der ihren Arm nahm, um sie fortzuführen, während Leo ohne ein bindendes Versprechen wegen des Balles weiterging.

„Well, in Deutschland nennt man nur die Herren

Du, mit denen man verwandt, verheiratet oder wenigstens verlobt ist," belehrte Mr. Marston.

„Solchen Fehler kann jeder machen. Diese schreckliche Sprache! Du — er — sie — es! Wie soll ich da behalten, was gerade richtig ist?“ entgegnete Violet. „Er hat auch gar nicht gelacht wie die übrigen albernen Leute.“

„Gefreut wird er sich haben," beruhigte Mr. Marston.

„Meinst du? Dann tut mir's nicht leid, daß ich es falsch gesagt habe. Ich möchte ihn aufheitern.“

Am Arm des Vaters ging Violet dem Hotel Stephanie zu. Mehrere Herren redeten sie an und erbaten einen Tanz für heute abend. Aber sie antwortete sehr kühl abweisend, es sei noch gar nicht bestimmt, ob sie tanzen würde. Das Rennen habe sie so müde gemacht, als ob sie selber mitgelaufen wäre.

Ein Wiß, den alle stürmisch belachten, obgleich gar nichts Komisches dabei war. Aber Violet Marston war hübsch und sehr reich. Alle verschuldeten und unverschuldeten Herren huldigten ihr, ihrer reizenden Person und den Millionen des Vaters.

* * *

Der Rennball im Hotel Stephanie bildete den Höhepunkt der Saison. Eine elegante internationale Gesellschaft versammelte sich in den glänzend eingerichteten, mit Blumen reich geschmückten Räumen. Alle Sprachen der Welt schwirrten durcheinander.

Auf der mit Lorbeerbäumen verkleideten Estrade saß eine Kapelle ungarischer Musiker in scharlachroten, verschnürten Röcken. Wie ein einziger Strich klangen die singenden Geigenstimmen. In allen Regenbogenfarben schimmernd schwebten die venezianischen Kronleuchter aus geschliffenem Glas von der weißen, reich-

stuckatierten Decke herab, um all die Toilettenpracht der Damen hell zu beleuchten.

Leo v. Waldburg hatte sich endlich doch durch das Zureden seiner Freunde bewegen lassen, den Ball zu besuchen. Ihm selbst nicht klar bewußt, trieb ihn das Verlangen, Violet Marston wiederzusehen. Durch das Gewühl von seidenen Kleidern, schwarzen Fräden und bunten Uniformen sah er sich nach ihr um.

Richtig — da stand sie! Neben ihrem Vater, umringt von Herren, die bisher alle vergeblich um einen Tanz gebeten hatten.

Sowie Violet Leo erkannte, änderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Schnell gab sie Mr. Marston ihren Fächer und ihren Strauß zu halten, trat neben Leo und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Ein eigentümliches Gefühl durchrieselte den jungen Offizier, als er die schlankte Gestalt beim Tanzen leicht an sich gedrückt hielt. Den weißen Kreppsalen ihres Kleides entstieg ein zarter, einschmeichelnder Duft. Leise hob und senkte sich die von feinen blauen Adern durchzogene Brust bei jedem Atemzug des ein wenig geöffneten Mundes. Ein rasendes Verlangen, diesen süßen roten Mund mit seinen Lippen zu schließen, stieg plötzlich in Leo auf.

Mühsam bezwang er sich. Erst als die Musik verstummte, gab er Violet frei.

„Soll ich Sie zu Ihrem Herrn Vater führen, Miß Marston?“ fragte er.

„Nein, mein Vater darf nicht gestört werden. Er spielt jetzt im Herrenzimmer, denn er will doch auch sein Vergnügen haben,“ wies Violet ab. „Im Wintergarten wird's kühl sein.“

Leo raffte vom nächsten Stuhl einen liegengeliebenen Spitzenschal auf und hing ihn über Violets Schultern.

„Dank! Ja, der Walzer machte mich heiß.“

Ihre Augen sahen in seine. Er konnte den Blick nicht ganz enträtseln. Aber wieder lief jener fröstelnde Wonneshauer über ihn hin.

Unbekümmert um die übrige Gesellschaft, die ihnen mit wohlwollenden oder spöttischen Blicken nachstarrte, führte Leo seine Dame quer durch den Saal in den Wintergarten, der an den Tanzsaal stieß.

Unter großen Fächerpalmen, saftigen Musa und feinfederigem Phönix standen helle Rorbstühle und Sofa. Violet schmiegte sich in einen der niedrigen, mit buntseidenen Kissen belegten Sessel. Sie hielt den Kopf gesenkt. Leo blieb vor ihr stehen und sah auf den reichen, braunen Haarknoten mit den weißen Perlschnüren herunter. Sein Atem ging rasch.

„Wollen Sie sich nicht auch hinsetzen?“ bat Violet.

Etwas an ihrer Anrede kam ihm fremd und gezwungen vor. „Heute nachmittag auf dem Rennplatz nannten Sie mich anders. Das klang so reizend,“ murmelte er.

Sie hielt beide Hände gegen ihre kleinen Ohren, in denen große Brillanten an feinen Silberdrähten hingen. „Papa hat mir gesagt, welchen schrecklichen Fehler ich habe gemacht. Man darf in Deutschland nur Du zu einem Herrn sagen, mit dem man verwandt oder verlobt ist.“

Mit einem zärtlichen Lächeln sah Leo in ihr reizendes, zu ihm emporgewandtes Gesicht. „Zu mir können Sie ruhig Du sagen, so oft Sie wollen.“

„Weshalb gerade zu Ihnen?“

„Weil ich dieses Vorrecht zu schätzen wissen und nicht mißbrauchen, auch keine übertriebenen Hoffnungen daran knüpfen würde, wie es viele andere vielleicht täten,“ antwortete er schnell.

„Was für übertriebene Hoffnungen?“

Eine leichte Verlegenheit überkam ihn und ließ ihn mit der Antwort zögern.

„Sie meinen, wenn ich einen Herrn Du anrede, wird der mich gleich heiraten wollen?“

Ihr Ton klang etwas ironisch.

„Diese Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen,“ antwortete er steif.

„Ach — wissen Sie, das macht mir nichts aus. Ein Heiratsantrag mehr oder weniger schadet nichts. Um mich schon viele angehalten haben, die mich überhaupt nie gesehen hatten.“

„Empörend!“

„Weshalb? Ich brauchte ja nur nein zu sagen!“

„Natürlich haben diese Erfahrungen Sie bewogen, stets nein zu sagen und in jedem einen Glücksjäger zu sehen?“

Mit atemloser Spannung wartete er auf ihre Antwort.

„Nein, das tue ich nicht,“ sagte Violet nach einer kleinen Pause langsam. Ein süßer Blick lag in den großen Augen, als sie die sanftgebogenen Wimpern hob und ihn voll ansah. „Aber der Mann, den ich heirate, der muß mir gefallen, den muß ich lieben.“

„Und bisher konnten Sie das nicht?“

„Diejenigen Männer, die um mich anhielten, sicherlich nicht.“

Leo atmete wie von einem Druck befreit auf. Schnell trat er einen Schritt vor und beugte sich über ihren Stuhl: „Violet!“

Aber gleich darauf fielen ihm seine verwirrten, durch „Trilbys“ Tod hoffnungslos zerrütteten Verhältnisse ein, und er trat wieder zurück. Mechanisch zupften seine Hände an der Vanillepflanze, die sich um

den dicken Palmenstamm schlang. Die reifen Schoten hauchten einen durchdringenden Wohlgeruch aus.

„Es wird hier zu kühl für Sie, Miß Marston. Erlauben Sie, daß ich Sie in den Tanzsaal zurückführe?“

Sein Ton klang so kalt beherrscht, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als aufzustehen.

„Sie haben recht. Die Atmosphäre hier kühlte sich plötzlich merkwürdig ab, beinahe bis zum Gefrieren,“ antwortete sie. „Aber es kann ja auch wieder werden wärmer. Meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß. Trotzdem darf ich Sie der Gefahr einer Erkältung nicht aussetzen.“

Wieder legte er den herabgeglittenen Spitzenschal um ihre Schultern. „Viele Herren erwarten Sie gewiß bereits ungeduldig, um mit Ihnen zu tanzen, Miß Marston.“

„Lassen Sie die nur warten! Was kümmert mich das!“

„Würden Sie lieber hier mit mir im Wintergarten sitzen bleiben?“ fuhr es ihm unwillkürlich heraus.

„Ja, das möchte ich.“

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. „Miß Marston, ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, für Ihr Vertrauen — für alles!“ sagte er heiser. „Aber ich verdiene weder Ihr Vertrauen noch Ihre Güte. Ich bin ein einsamer, heimatloser Mensch. Mir ist nicht zu helfen. Meine letzten Hoffnungen brachen heute beim Rennen zusammen.“

„Sie sind sehr deutsch, Herr v. Waldburg.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte er erstaunt.

Sie hob ihre silbergestickte Schleppe ein wenig hoch. Zwei kleine Füße in weißen Atlaschuhen kamen zum Vorschein, an denen seine Blicke wie magnetisch festgebannt blieben. „Wenn uns Amerikaner etwas fehl-

schlägt, dann raffen wir allen Mut, alle Energie zusammen und warten auf die nächste günstige Gelegenheit, um das Glück zu fassen, wenn es will wieder vorbeigehen.“

„Sie haben recht, Miß Marston, aber trotzdem gibt es Verhältnisse, in denen mehr Mut zum Zurückweichen wie zum Erobern gehört,“ entgegnete er ernst.

„Also führen Sie mich zurück in den Saal. Hier ist es wirklich kühl, kühl — kalt geworden.“

„Wollen Sie doch noch tanzen?“ fragte er, denn etwas in ihm sträubte sich dagegen, sie in den Armen eines anderen über das blanke Parkett gleiten zu sehen.

„Nein, ich gehe in mein Zimmer hinauf,“ antwortete sie langsam.

Er atmete wie befreit auf. Dann nahm er ihre Hand, streifte den langen Handschuh zurück und küßte das feine Gelenk, um das Ketten und Spangen mit blühenden Edelsteinen hingen.

Violet errötete. Mit einem leichten Kopfneigen verabschiedete sie sich von Leo am Ausgang des Saales, der ihr gedankenvoll nachsah, bis ihn jemand von hinten auf die Schulter klopfte.

„Du bist's, Dennwiz? Tanztst du nicht mehr?“ fragte er schnell.

„Jetzt wollen wir in Runos Zimmer, um ein vernünftiges Wort mit dir zu reden, Leo.“

Ohne dem Freund Zeit zur Erwiderung zu lassen, schob er ihn der Tür zu.

Runo v. Waldburg folgte, nachdem er dem Oberkellner noch eine Bestellung zugerufen hatte.

„So, nun sind wir ganz unter uns und können frei von der Leber weg reden.“ Dennwiz nahm Runo v. Waldburgs rotseidenes Taschentuch und steckte es

um die elektrische Stehlampe, deren Glühfäden ihn blendeten. „Mensch, wie kannst du Chypre als Parfüm verwenden!“ schalt er dabei mit ärgerlichem Nase-rümpfen. „Das ist ja ganz veraltet.“

„Was ist denn jetzt die neueste Neuheit?“

„Ideal. Kostet zwar zwanzig Mark das Fläschchen, aber man braucht nur wenige Tropfen. Du parfümierst dich viel zu stark.“

„Heute mußte ich die Stallatmosphäre überbieten.“

„Gut — aber nicht mit diesem Zeug!“

„Man sollte denken, ihr wäret zwei Friseure und prieset eure Fabrikate an,“ sagte Leo gelangweilt.

Er saß, den beiden Freunden halb den Rücken zutehend, im Schautelstuhl und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

„Gar kein so übles Geschäft, Friseur zu sein!“ meinte Dennwiz. „Vielleicht ziehen wir die Gründung eines solchen Geschäftes bei unseren Zukunftsplänen in Erwägung. Runo schlägt Schaum. Das versteht er ausgezeichnet in jeder Beziehung. — Du, Leo, lernst frisieren. Denke dir das aus, wenn dir Violet Marstons braune Locken durch die Finger gleiten.“

„Hör auf mit dem Blödsinn! Ich dulde kein ungehöriges Wort über Miß Marston!“ rief Leo ärgerlich.

Dennwiz hob seinen Champagnerkelch hoch und besah interessiert die scharfen Lichtreflexe in dem geschliffenen Glas. „Ich kann doch annehmen, daß Miß Marston sich ab und zu kämmen läßt,“ meinte er dann gelassen, „findest du das ungehörig?“

„Jedenfalls bitte ich dich, Miß Marstons Namen bei dieser Unterredung von nun an auszuschalten.“

„Das wird sich schwer machen lassen, denn sie ist der Punkt, um den sich alles dreht. — Und nun bitte

ich dich, trinke nichts mehr, Runo! Wir müssen mit kühlen Köpfen einen Entschluß fassen.“

Leo stand auf. „Heute abend nicht mehr. Ich gehe ins Bett.“

„Du bleibst gefälligst.“ Dennwiz drückte den Freund wieder in den Stuhl. „Was zwischen uns zu bereden ist, muß noch heute erledigt werden.“

Der Kellner betrat nach diskretem Klopfen das Zimmer, räumte das Geschirr zusammen und schwang das vollbesetzte Brett mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs auf seine Schulter. „Sonst noch Befehle?“ fragte er.

„Papier, Tinte, Federn!“

„Bitte schön — alles befindet sich auf dem Schreibtisch am Fenster.“

„Schön. Dann können Sie verduften.“

„Ich weiß nicht, was mir an dem Schafsgesicht dieses Menschen so unangenehm ist,“ sagte Leo, als die Tür sich wieder hinter dem Kellner schloß.

„Unsinn! Einer sieht aus wie der andere.“

Dennwiz holte einen großen Bogen Papier, Tintenfaß und Feder.

„Was soll denn die Schreiberei noch am späten Abend?“

„Unsere Schulden will ich aufnotieren. Du weißt, Leo, wir haben für dich mit gutgesagt bei dem Geldverleiher. Der wartete nur den Rennerfolg ab. Damit ist's nun nichts geworden. Bezahlen wir ihn nicht, verklagt er uns beim Kommandeur. Was dann?“

„Leo, du mußt unbedingt um Miß Marston anhalten!“ bat Runo. „Eine reiche Heirat reißt uns raus.“

„Es tut mir namenlos leid, euch ins Unglück mitgerissen zu haben. Hätte Trilby' gesiegt, dann hättet ihr heute noch euer Geld, aber —“

„Wissen wir. Du bist der anständigste Mensch auf der Welt, Leo. Nun sei aber auch einmal ein vernünftiger dazu!“ sagte Runo. „Man muß für seine Freunde zu einem Opfer bereit sein.“

„Zu jedem wäre ich —“

„Nur nicht zu dem, um das wir dich bitten.“

„Nein, dagegen sträubt sich mein Ehrgefühl. Ich müßte mich vor Miß Marston direkt schämen.“

„Sie gefällt dir aber doch?“

„Gewiß. Zuerst hatte ich nur einen unbestimmt anmutigen Eindruck von ihr, aber heute nach dem Rennen, als sie mich so mitleidig mit ihren schönen Augen ansah — seitdem bin ich ihr gut. Ja, wahrhaftig — das bin ich! Sie war die einzige, die begriff, daß Trilbys' Tod nicht nur einen Geldverlust für mich bedeute, sondern mir direkt ins Herz schnitt.“

„Nun, dann ist ja alles in schönster Ordnung!“

„Wieso?“

„Miß Marston ist in dich verliebt. Du bist ihr gut. Ihr Vater ist Millionär. Das Vermögen ist sicher angelegt und besteht nicht, wie so oft, aus noch nicht eingefangenen Büffelherden oder ähnlichem amerikanischen Schwindel. Ich erkundigte mich genau nach allem. Was hindert dich also, glücklich zu sein, selbst zu beglücken?“

„Meine verwirrten Geldverhältnisse.“

„Die ordnest du doch gerade durch diese Heirat! Leo, du bist ebenso bodig und begriffsstutzig wie mein alter Chargengaul,“ schalt Runo.

„Ich kann nicht, und ich will nicht!“ beharrte Leo. „Wenn Violet Marston mir nicht so liebreizend erschiene, brächte ich es vielleicht um euretwillen fertig, sie zu hintergehen. Aber so — nein, das wäre Tempelschändung, wie wenn man ein Heiligtum in den Staub zieht.“

„Dummes Zeug!“

„Laß ihn! Mit ihm ist heute nicht zu reden.“ Runo zwinkerte Dennwik vielsagend zu. „Ich kenne den Waldburgschen Dickschädel. Wir müssen uns allein helfen.“

„Wie denn?“

„Wir zwei lösen einfach, wer um Miß Marston anhalten soll.“

„Sie nimmt keinen von euch!“ fuhr Leo mit rotem Kopf dazwischen.

„Mein Lieber, du willst die hübsche Miß ja durchaus nicht heiraten. Nun rede also auch nicht mehr mit, sondern verschwinde vom Schauplatz, damit der durch das Los Begünstigte ungestört um sie werben kann.“

„Ihr habt ja gar keinen Urlaub mehr!“

„Der Rakensprung von Bruchsal bis Baden-Baden hindert uns nicht. Aber du mußt uns dein Wort geben, nicht wieder herzukommen, bis die Sache geordnet ist.“

„Sie nimmt ganz entschieden keinen von euch!“ beharrte Leo.

„Das hättest du bereits die Liebenswürdigkeit uns zu versichern.“

Dennwik riß von dem Bogen Papier drei Stücke ab. Zwei Zettel ließ er leer. Auf den dritten schrieb er mit großen Buchstaben „Violet Marston“. Sorgfältig zusammengerollt legte er die drei Lose auf einen Teller, den er mit einer Serviette bedeckte.

„Jetzt wetten wir erst mit diesem Zwanzigmarkstück darum, wer anfangen soll. Kopf oder Schrift, Runo?“

„Schrift.“

„Stimmt. Also, Runo, du fängst an. O schicksalsschwerer Augenblick! Gleich werden wir wissen, wer die braunlodige Miß freit.“

„Halt!“ Leo stieß den Teller beiseite, ehe Runo die Hand unter die Serviette stecken und ein Los herausziehen konnte.

„Willst du dich also doch noch beteiligen?“ fragte Dennwik gemächlich. „Na, das dachte ich mir im voraus, darum habe ich gleich drei Lose gemacht. Du, als von der Dame Bevorzugter, hast jedenfalls die Vorhand und darfst anfangen. — Nicht, Runo?“

„Bitte sehr. Ich trete gern zurück.“

„Ihr werdet sie nicht heiraten,“ sagte Leo fest. Sein Atem ging kurz und gequält. „Davor will ich Miß Marston denn doch bewahren. Ihr seid gute Freunde und ganz nette Offiziere, aber ihr würdet miserable Ehemänner werden.“

„Danke verbindlichst!“

„Keine Ursache. — Du, Dennwik, bist egoistisch und ein eingefleischter Junggeselle. Nach wenigen Monaten würde deine Frau sich vernachlässigt und unglücklich fühlen. Runo aber läuft jeder Schürze nach und ist unverbesserlich leichtsinnig im Geldausgeben.“

„Ausgezeichnet, daß gerade du mir das vorwirfst! Dir borgte ich mein Kapital, damit du dir ein Rennpferd halten könntest.“

„Auf solche unsichere Chancen hin sein Geld zu verborgen, ist eben leichtsinnig, mein verehrtester Runo. Das siehst du doch an den Folgen.“

Runo v. Waldburg griff sich an den Kopf. „Ich weiß bald nicht mehr, bin ich verrückt, oder bist du's, Leo!“

„Wahrscheinlich seid ihr's beide. Familienähnlichkeit!“ meinte Dennwik lachend. „Das merke ich aber heute schon, unser schneidiger Rennreiter und genialer Haushalter, Leutnant Leo v. Waldburg, gibt einmal einen vorzüglichen Familienvater ab. Statt Rennen

reitet er künftig nur noch Prinzipien und wiegt die kleinen Marstons.“

„In diesem Fall dürften sie wohl Waldburg heißen,“ verbesserte Runo.

„Ihr seid frivol und brutal zugleich. Euch lasse ich nicht um Violet Marston anhalten, obgleich ihr sicher mit langen Gesichtern und einem Waschkorb abziehen würdet.“

„Schön — aber sicher ist sicher. Nimm endlich ein Los!“

Leo fuhr mit der Hand unter die Serviette. Langsam rollte er den Zettel auf. „Violet Marston!“ las er, und unwillkürlich hob ein erleichterter Atemzug seine Brust.

Er rollte den Zettel um den Finger und warf ihn dann achtlos auf den Teller. „Nun, auch ohne diesen Zufall würde ich euch nicht erlaubt haben, Violet unglücklich zu machen.“

„Schon gut — erheize dich nicht! Das Schicksal selbst hat ein Einsehen.“

Dennwik klopfte dem Freund auf den Rücken. „Mach deine Sache gut, lieber Junge. Ein paar Tage schmachte sie meinetwegen noch an. Dann aber 'rin ins Vergnügen!“

„Sag dem alten Amerikaner gleich ein paar tausend Dollar mehr. Das geht in einem hin!“ rief Runo.

„Ja, und meine Ehre dazu!“ antwortete Leo plötzlich mit ganz veränderter, heiserer Stimme. Mit merkwürdig kaltem, fast feindseligem Blick musterte er seine beiden Freunde. „Euer Geld ist euch sicher. Aber ich weiß nicht, mir ist, als ob unsere Freundschaft durch diesen Abend einen Riß bekommen hätte. — Gute Nacht!“

Dennwik und Runo v. Waldburg sahen ihm verblüfft, mit seltsam ernüchtertem Gefühl nach.

Violet Marston saß vor dem Frisiertisch in ihrem Schlafzimmer und ließ ihr langes Haar von ihrer französischen Jungfer Juliette sorgfältig kämmen und bürsten.

Dies war die Stunde, in der das Mädchen mit ihrer Herrin plaudern durfte.

Heute blieb Juliette merkwürdig schweigsam. Ihre sonst so leichte Hand fuhr mit scharfen Bewegungen durch das dicke, braune Haar der vor ihr Sitzenden. Jeder Bürstenstrich bedeutete anscheinend einen energischen Protest gegen irgend etwas. Ab und zu warf sie schnell einen fragenden Blick auf das reizende Gesicht des jungen Mädchens. Ein tiefer Seufzer folgte dann jedesmal.

„Warum pusten Sie denn wie ein Lokomotiv, Juliette?“ fragte Violet. „Mein Haar weht ja ordentlich. Fehlt Ihnen etwas? Sie reden ja heute gar nichts! Sind Sie krank?“

„Nein, Mademoiselle, krank bin ich nicht. Aber ich habe etwas erfahren, was mir sehr weh tut.“

Juliette brannte offenbar darauf, ausgefragt zu werden. Violet tat ihr auch den Gefallen.

„Was hörten Sie denn? Es wird wohl nicht so schlimm sein. Vielleicht ist's nur halb oder gar nicht wahr?“

„Doch, Mademoiselle. Leider gibt's keinen Zweifel. Und daß gerade Sie, Mademoiselle —“

„Nur weiter!“ ermunterte Violet.

„Mademoiselle kennen den Kellner Louis? Er bedient in diesem Stodwerk und ist gewissermaßen mein Landsmann. Wir plaudern oft miteinander.“

„Das kann ich mir denken.“

„Als der Ball gestern noch im Gange war, mußte Louis für drei Offiziere Braten und Champagner nach

Zimmer 17 bringen. Die Herren stritten lebhaft miteinander, verstummten aber sogleich, als Louis eintrat. Aber der, wie die Kellner so sind, war neugierig geworden. Er blieb im Nebenzimmer. Da konnte er jedes Wort mitanhören.“

„Was geht das mich an?“

„Aber Mademoiselle, es betraf ja gerade Sie. Denn zwei der Herren beredeten den dritten, den sie mit Leo anredeten, um Mademoiselle anzuhalten.“

„Und das wollte er nicht?“

„Nein, mit Händen und Füßen sträubte er sich, sagte Louis. Aber die anderen überstimmten ihn schließlich, das Los zu ziehen, wer Mademoiselle heiraten und dann später von der Mitgift die gemeinsamen Schulden bezahlen solle.“

„Das ist gewiß eine Lüge!“

„Nein. Heute früh, als Louis das Zimmer aufräumte, fand er die Bettel.“

„Weiß Louis vielleicht auch, wer von den dreien gewann?“

„Jawohl — der Offizier, der gestern das Rennen verloren hat.“

„Juliette, ich verbiete Ihnen, über diese Geschichte zu sprechen. Hören Sie — kein Wort mehr davon!“

„Mademoiselle, über meine Lippen kommt kein Laut mehr.“

„Desto besser. Als Siegel können Sie noch mein lila Seidentkleid, das Ihnen so gut gefällt, darauf legen.“

Juliette küßte Violets Hand. Ganz verstehen konnte sie das Benehmen ihrer jungen Herrin nicht. Welche Dame würde nicht empört sein, wenn sie erfuhr, daß drei verschuldete Offiziere um ihren Besitz losten? Violet aber blieb ganz ruhig, kaum daß sie die Farbe wechselte.

Aber sie setzte auch allen Versuchen einer weiteren Unterhaltung ein ernstes Schweigen entgegen, so daß Juliette endlich verstummte und die Toilette beendete.

Violet erhob sich und verließ ihr Zimmer. Mr. Marston erwartete seine Tochter bereits ungeduldig an dem zierlich gedeckten Frühstückstisch auf der Veranda, um deren Säulen der rötliche Wein seine graziosen Ranken hing. Dazwischen schimmerten die dunklen Sternblumen der Klematis. Ein feiner Duft schwebte von den Nesedarabatten des Gartens herüber, wenn der warme Atem des Sommerwindes sie anhauchte.

Violet goß den Tee ein und legte dem Vater Schinken und Eier vor. Sie selbst zerkrümelte nur zerstreut den Toast auf ihrem Teller. Die Erzählung der Jungfer beschäftigte sie lebhaft. Ein leiser Schmerz saß in ihrem Herzen fest. Sie glaubte die Stelle zu fühlen, die körperlich weh tat.

Aber sie war keine Natur, die lange grübelte. Rasch gewann sie ihre heitere Zuversicht zurück. „Beile dich mit deinem Tee, Papa,“ bat sie. „Wir müssen unseren Morgenspaziergang machen.“

Mr. Marston stieß gedankenvoll ein paar blaue Rauchringe aus dem kreisrund geöffneten Mund, die in der ruhigen, warmen Luft eine Sekunde stillstanden, ehe sie langsam zergingen. „Ich bekam einen Haufen Geschäftsbriefe aus New York, Violet, die ich beantworten muß.“

„Das ist nur eine Ausrede, um dich vom Spaziergang zu drücken. Nichts da, Master Faulpelz! Die Briefe können warten.“

„Diesmal nicht. Das Schreiben meines Kompagnons ist dringend.“

„Das sind deine geschäftlichen Angelegenheiten immer.“

„Heute aber eiliger denn je.“

„Du wirst doch nicht Bankrott machen, Papa? Das paßte mir augenblicklich gar nicht.“

„Im Gegenteil, Kind. Ein Projekt liegt vor, bei dem wir viel verdienen können.“

„Hast du denn noch nicht genug, du Nimmersatt?“

„Geld kann man nie genug besitzen — und für wen will ich's denn erwerben?“

„Für mich, das weiß ich wohl, du guter, fleißiger alter Papa!“

„Violet, wäre es dir sehr unangenehm, Baden-Baden zu verlassen und mit mir nach New York zurückzureisen?“

„Jetzt soll ich fort von hier?“

„Nur für ein paar Wochen.“

„Unmöglich, Papa — jetzt kann ich nun einmal nicht weg!“

„Weshalb nicht?“

Violet zögerte. Dann faßte sie einen raschen Entschluß. Wenn Leo v. Waldburg wirklich um sie anhalten wollte, war es besser, wenn sie ihren Vater vorbereitete, was er antworten solle.

„Papa, du hattest mit deiner Neckerei gestern beim Rennen nicht ganz unrecht,“ fing sie endlich an.

„Mit welcher Neckerei, Kindchen?“

„Ach, du meinstest doch, der eine von den Bruchfaler Dragonern, der das Rennen verlor, huldige mir ein wenig. Nun, gestern abend kam mir das auch so vor.“

„Du glaubst, daß er anhalten wird? Das kann ja brieflich erledigt werden, Violet. Ich habe schon eine gewisse Übung, abschlägige Antworten zu erteilen.“

Violet legte ihre Hand auf die des Vaters. „Und

wenn ich dich nun bitten würde, diesmal nicht nein sondern ja zu sagen?“

„Violet, Kind, du kennst den jungen Offizier ja kaum! Wir wissen nichts von ihm, als daß er ein gutgerittenes Rennen im letzten Augenblick verlor.“

„Darum soll er in dem Rennen um meine Hand nicht auch noch verlieren!“ entgegnete sie etwas gezwungen lachend. „Du kannst dich ja nach ihm erkundigen.“

„Das kenne ich. Die Regimentskommandeure loben ihre Leutnante immer über den grünen Klee, wenn eine reiche Heirat in Frage kommt.“

„Wenn er wirklich ein paar tausend Dollar Schulden hätte, wäre das so schlimm?“ schmeichelte Violet. „Der arme verlor gestern sein schönes Pferd. Und Rennpferde sind sehr teuer.“

„Seine Schulden könnte ich natürlich bezahlen, wenn's nicht gar zu arg ist. Aber der Gedanke, daß er dich heiraten will, damit ich dies tue, der beleidigt mich.“

„Mich auch. Aber ich glaube, er würde mich auch ohne deine Millionen mögen. Das viele Geld stört ja weiter nicht.“

Mr. Marston mußte lachen. Violets nüchterne Auffassung aller Verhältnisse sagte ihm sehr zu. Man konnte so gut ohne Gefühlsüberschwang mit ihr reden.

„Also, Papa, hör zu. Du weißt, schließlich tußt du doch immer, was ich will. Du mußt in Baden-Baden bleiben, bis Herr v. Waldburg um mich angehalten hat.“

„Hoffentlich beeilt er sich wenigstens damit.“

„Daran zweifle ich nicht. Weißt du, er wird schnell ein neues Pferd brauchen. Seine Verlobung mit mir hebt seinen Kredit.“

„Ja, daß er dich heiraten möchte, finde ich sehr begreiflich. Aber warum willst du dich eigentlich mit ihm verloben? Du könntest noch ganz andere Partien machen.“

„Nun — er gefällt mir. Darum will ich ihn haben. Also sei nett mit ihm, Papa. Stelle keine indiskreten Fragen nach seinen Schulden. Die sollen alle Leutnante haben.“

„Bruchsal ist ein Nest, Violet.“

„Ja — nicht ganz so groß wie New York und etwas weniger elegant wie Paris.“

„Und dein alter Papa kann allein in New York sitzen und Trübsal blasen, wenn Mrs. Waldburg in Bruchsal wohnt.“

„Mein alter Papa wird vernünftig sein, die Geschäfte abwickeln, sich zurückziehen, in Baden-Baden eine schöne Villa bauen und alle paar Tage seine Tochter in Bruchsal besuchen.“

„Darüber ließe sich reden.“

„Abgemacht, Papa! Wenn Herr v. Waldburg dir schreibt, dann will ich deine Antwort vorher lesen. Hält er mündlich an, so sagst du ja und bietest ihm ganz vorsichtig an, zunächst den Verlust des Rennpferdes zu ersetzen.“

„Darf ich dann reisen, wenn Mr. Waldburg sich mit dir verlobt und gütigst das Geld angenommen hat?“

„Ja, aber beeile dich, bald zurückzukommen. Während deiner Abwesenheit stelle ich mich unter den Schutz der alten Mrs. Homer. In drei Wochen kannst du gut zurück sein.“

„Wenn's durchaus sein muß — geht's.“

„Das muß sein. Länger kann ich dich nicht entbehren. Du bist also mit meinen Plänen einverstanden, du guter, lieber alter Papa?“

Wozu hätte Mr. Marston nicht ja gesagt, wenn Violet ihn dafür zärtlich anlächelte?

Im Grunde konnte er es ihr auch nicht verdenken, wenn ihr der schlanke, hübsche Dragonerleutnant besser

gefiel wie die Herren in Amerika, die meist recht nachlässige Manieren und den Kopf ausschließlich von ihren Geschäften voll hatten. Warum sollte sein einziges Kind nicht ganz nach Gefallen heiraten? Sein Leben lang hatte er nur dafür gearbeitet, daß er ihr jeden Wunsch erfüllen konnte.

Den ganzen Morgen über schaute Violet vergebens nach Leo v. Waldburg aus. Weder auf dem von alten Bäumen umstandenen, ideal schön gelegenen Tennisplatz noch bei ihrem Spaziergang mit dem Vater konnte sie ihn entdecken.

Die Allee, die sich von Baden-Baden bis Lichtental hinzieht, besteht aus vier Reihen schöner Bäume. Kastanien wehen mit grünen Fächern zwischen streng duftenden Rußbäumen. Dazwischen schieben sich die Zweige des Ahorns mit den scharfgezackten Blättern.

Mr. Marston ging heute ganz stumm neben seiner Tochter her. Die Nachrichten aus New York beschäftigten ihn, daher störte er Violets Gedanken nicht. Ihr ungewöhnlich nachdenkliches Wesen fiel ihm zwar auf, aber das schob er hauptsächlich auf die Unannehmlichkeit ihrer baldigen Trennung. Der Gedanke, einen Heiratsantrag mehr oder weniger zu haben, konnte seiner Ansicht nach Violet wirklich nicht besonders erregen. Ganz erschrocken sah er sie daher an, als sie plötzlich mit fast schmerzhaftem Druck seinen Arm umklammerte.

„Da — da geht er, Papa! Du mußt ihn mir bringen. Er ist in Zivil und will gewiß abreißen. Aber ich will ihn vorher noch sprechen.“

„Wen denn nur?“

Violet stampfte vor Ungeduld mit dem Füßchen. „Herrn v. Waldburg natürlich!“

„Aber Kind, du sagtest doch, der wolle um dich anhalten?“

„Ich weiß das doch nicht gewiß. — So geh doch nur, Papa — lauf rasch, bitte, vielleicht war alles nur Einbildung von mir und —“

„Der wird schon wollen!“ brummte Mr. Marston. Der Gedanke, bei dieser Hitze einem zögernden Bewerber nachlaufen zu sollen, erschien selbst ihm, trotz seiner sprichwörtlichen Gutmütigkeit, als eine starke Zumutung.

„Beeile dich doch!“ befahl Violet aufgeregt.

Mr. Marston setzte sich seufzend in Bewegung. Dabei winkte er mit dem Stod und schrie aus Leibeskräften den Namen des jungen Offiziers, bis dieser endlich hörte und sich umwandte — gleichzeitig aber auch alle anderen auf der Lichtentaler Allee spazierenden Menschen.

„Papa, du bist von einer unglaublichen Ungeschicklichkeit!“ tadelte die herankommende Violet. „So etwas macht man doch unauffällig!“

„Der Schlag rührt mich beinahe,“ schalt der alte Amerikaner. „Dort kommt dein phlegmatischer Leutnant. Jetzt halte ihn fest, damit die Geschichte erledigt wird und ich abreisen kann. Ich gehe jetzt nach Hause. Wenn du etwas von mir willst, weißt du, wo ich bin.“

„Schön, Papa! Herr v. Waldburg wird mich gewiß später nach Hause bringen. Ich brauche dich also jetzt nicht mehr.“

Mr. Marston machte, daß er weiterkam. Diesmal war er wirklich etwas ärgerlich über Violet. Länger wie eine halbe Stunde pflegte das aber nie zu dauern, es beunruhigte die junge Dame daher keineswegs.

Als Leo v. Waldburg vor ihr stand, gab sie ihm unbefangen herzlich die Hand und bat ihn, sie auf

einem Umweg nach Hause zu begleiten, da es ihrem Papa zu heiß geworden sei.

„Sehr gern.“ Leo beugte sich tief über Violets Hand.

In seiner immer korrekten Haltung ging er neben ihr her. Ab und zu streifte sein Blick ihr ihm zugewandtes Profil. Wirklich — sie war bei Tageslicht in dem einfachen Anzug noch tausendmal schöner als mit ihren Perlen und Brillanten im Schein der elektrischen Beleuchtung. Ein Seufzer hob seine Brust.

„Warum seufzen Sie denn so tief?“ spöttelte Violet.
„Wenn ich das nun auch tun wollte!“

„Sie? Was haben Sie für einen Grund, sich zu beklagen?“ forschte Leo mit plötzlich erwachtem Mißtrauen. Sein schlechtes Gewissen regte sich. Sollte sie etwas erfahren haben? Der alte Marston lehrte ja auffallend plötzlich um, obwohl er ihm zuerst nachgelaufen war. „Miß Marston, ich versichere Ihnen —“

„Aber was ist denn? Warum machen Sie solch komisches Gesicht?“ lachte sie. „Sagen Sie mir den Grund Ihres tiefen Seufzers, dann will ich Ihnen auch —“

„Mein Seufzer galt dem Abschied von meinem schönen Pferd und sodann meinen trostlosen Verhältnissen.“

„Beides hängt wohl zusammen?“

„Sehr eng. ‚Trilby‘ ist tot. Ob ich mir jemals wieder ein Rennpferd halten kann, erscheint sehr fraglich. Der Trainer hieb mich bei unserer letzten Unterredung natürlich noch gehörig übers Ohr. Auch das Geld, das er beim Totalisator auf ‚Trilby‘ setzte und durch meine Schuld verlor, wie er sagte, mußte ich ihm ersetzen.“

„Diese Unverschämtheit!“

Leo zuckte die Achseln. „Mit solchen Leuten kann man sich doch nicht um Geld streiten.“

„Oh, mein Lieber, den Rassenschlüssel behalte ich, wenn wir heiraten!“ dachte Violet. Laut sagte sie nur: „Herr v. Waldburg, Sie scheinen recht wenig praktisch zu denken.“

„Was hätten Sie denn an meiner Stelle getan?“

„Den Spieß umgedreht und gesagt: ‚Lieber Freund, wenn Sie das Pferd besser trainiert hätten, würde es nicht gefallen sein.‘ Sehen Sie, so macht man das in Amerika.“

„Wahrhaftig, das wäre wohl das richtigste gewesen. Miß Marston, ich bewundere Ihren praktischen Blick.“

„Ich bin die Tochter eines Kaufmanns. Glauben Sie, daß man Geld bekommt, ohne zu rechnen?“

„Ich habe nie zu rechnen verstanden und werde das wohl auch nie lernen.“

„Vermutlich nicht. Vielleicht aber gefallen Sie mir gerade deshalb so gut.“ Wieder traf ihn jener zärtlich bewundernde Blick der schönen, sprechenden Augen, der ihm wie ein Feuerstrom durch die Adern ging.

In ihr Gespräch vertieft, hatten beide es nicht bemerkt, daß der Himmel sich immer mehr verfinsterte. Die soeben noch stechend heiße Sonne trock hinter eine stahlblaue Wolkenwand. Kurze Windstöße wirbelten den Sand der Allee in großen Wolken auf. Die meisten Spaziergänger suchten schnell ein schützendes Dach zu gewinnen.

Leo und Violet wurden erst aufmerksam, als ein dumpf rollender Donner zu grollen begann und ein paar schwefelgelbe Blicke aus der gewitterschwangeren Wolke herniederzuckten.

Erschreckt sah Violet auf. „Ein Gewitter — oh, wie ich mich fürchte davor!“

„Wir sind jetzt weit ab vom Hotel Stephanie, und Sie haben nur Ihren Sonnenschirm —“

„Der Regen tut mir nichts. Aber die Blitze sind so gefährlich!“ rief Violet und lief ängstlich weiter.

Leo nahm ihren Arm. „Seien Sie ruhig. Es soll Ihnen nichts geschehen!“ tröstete er. „Hier ganz in der Nähe ist ein Pavillon, in dem wir Schutz finden.“

„Und wenn der Blitz dort hineinschlägt?“

So schnell ihre Füße sie tragen konnten, eilte sie vorwärts. Als die ersten großen Tropfen hernieder-rauschten, erreichten sie glücklich den Pavillon.

Tief aufatmend setzte sich Violet auf das schmale Bänkchen, Leo dicht neben sie.

In ihrer Angst erschien sie ihm so rührend kindlich und hilfsbedürftig, daß er den Arm um ihre Schultern legte und ihren Kopf gegen seine Brust lehnte, damit sie die grellen Blitze nicht sehen könne.

Violet ließ wie willenlos alles mit sich geschehen. Ein träumerisches Wohlbehagen überkam sie. Das eintönige Fallen der schweren Regentropfen hatte etwas Einschläferndes in dem Halbdunkel des kleinen, engen Pavillons. Sie fühlte das starke Pochen von Leos Herz, das dicht neben ihrem schlug, und die Anspannung der Muskeln in dem Arm, der sie umfaßte. Im Geist sah sie ihn wieder wie gestern beim Rennen über Hürden und Gräben fliegen mit dem Zug eiserner Entschlossenheit in dem schöngeschnittenen Gesicht.

Und plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie es kam, hatte sie seine gebräunte Hand zwischen ihren weißen Fingern.

Erstaunt, entzückt beugte er sich zu ihr und las die große Liebe zu ihm in ihren zu ihm aufgeschlagenen Augen. Mit einem Ruck schob er ihr den kleinen Hut vollends aus ihrer Stirn, hob das reizende Gesicht, das an seiner Schulter lag, in die Höhe und drückte heiße Küsse auf den roten Mund.

Violet gab die Küsse leidenschaftlich zurück. Was kümmerten sie jetzt Blitz, Donner, Hagel und Regenschauer. Sie lag ja in seinem Arm, trank seine Küsse, hörte seine stammelnden Liebesworte.

„Wann hast du zuerst gefühlt, daß du mir liebst?“ fragte sie endlich.

Wenn sie nicht sehr auf sich achtete, kam öfter ein grammatikalischer Fehler beim Sprechen vor, der Leo entzückte und den er darum nicht verbesserte. Gerade dieses ein wenig unbeholfene Sprechen fand er zu reizend im Gegensatz zu ihrem sicheren, weltgewandten Auftreten.

„Von dem Augenblick an, als du Du zu mir sagtest,“ antwortete er mit einem langen Ruß.

Sie machte sich mit einem etwas enttäuschten Ausdruck frei. „Das ist nicht lange. Ich habe dir geliebt, seit — oder heißt es dich?“

„Dich.“

„Also dich geliebt gleich in der ersten Minute schon.“

Ein Schatten ging über sein Gesicht. Der gestrige Abend mit dem frivolen Leseziehen fiel wie eine Bentnerlast auf sein Gewissen.

„Violet, du mußt mir verzeihen, ich bin —“

Schweiß trat auf seine Stirn. Er wollte ihr alles erklären, aber im selben Augenblick rollte ein heftiger, betäubend lauter Donner über sie hin.

Violet schrie entsetzt auf.

„Um Gottes willen, Violet!“ Leo richtete die hilflos zusammengesunkene Gestalt in seinen Armen auf.

Violet war totenblaß. Zuerst konnte sie nicht sprechen, sondern schüttelte nur mit schwachem Lächeln den Kopf zu seinen besorgten Fragen.

Mit diesem letzten, entsetzlichen Schlag schien die

Gewalt des Gewitters gebrochen zu sein, nur der Regen rauschte immer stärker.

Balsamische Luft wehte durch das kleine Fenster, das Leo aufstieß, und in den Pavillon herein. Violet erholte sich jetzt rasch. Sie fühlte sich vollkommen wohl, aber ein bißchen bemitleidet zu werden, machte ihr Spaß.

Sie ließ sich darum von Leo die Schläfen mit Regenwasser erfrischen, das geloderte Haar fester stecken und lobte ihn, wie geschickt er alles anfasse, besser sogar wie ihre Pariser Jungfer Juliette.

„Ich will ihr nicht nehmen mit in unser Haus nach Bruchsal,“ erklärte sie energisch.

„Violet — dein Vater wird unsere Heirat gewiß nicht zugeben,“ meinte Leo bedrückt.

„Weshalb denn nicht?“

„Weil ich ganz arm bin und außerdem —“

Aber sie hob befehlend die Hand. „Nicht ausreden, Leo — lieber Leo! Von heute an bist du nicht mehr arm, wie du das nennst. Was mir gehört, gehört jetzt dir auch. Papa wird dir ein Freund sein, und von Freunden kann man sich ruhig helfen lassen — nicht wahr?“

Mit wiedererwachtem Mißtrauen, ob ihre Worte wohl eine Anspielung bedeuten sollten, sah er sie an. Aber Violet schien wirklich ganz arglos zu sein. Ihre Großmut bedrückte ihn. Aber in dieser Stunde konnte er ihr das beschämende Geständnis nicht machen.

Da das Gewitter in einen nachhaltigen Landregen überging, traten sie endlich den Rückweg an. Zum Schutz diente nur Violets rotseidener Sonnenschirm, den sie mit über Leos Kopf hielt, trotz seiner Abwehr. Zum Glück war's so menschenleer auf der durchweichten Allee, daß ihnen niemand begegnete. Aber aus den

Fenstern des Hotels Stephanie sah manch neugieriges Auge auf das regennasse junge Paar, das in eifriger Unterhaltung ankam, als ob es im schönsten Sonnenschein und nicht bei klatschendem Regen lustwandelte.

„Wenn du trocken bist, gehst du zu Papa!“ sagte Violet. „Oh, wie ich sehe aus!“

Sie schüttelte ihren triefenden Rocksaum. Große Wasserlachen bildeten sich auf dem hellen Bastteppich, der den reich mit blühenden Gewächsen dekorierten Eingang des Hotels bedeckte.

Da Leo zögerte, fuhr sie rasch fort: „Papa reist in den nächsten Tagen nach New York zurück.“

„Du auch?“

„Ich — ich bleibe hier bei Mrs. Homer. Aber vorher muß mein Vater wissen, daß wir uns haben verlobt — nicht wahr?“

„Gewiß!“

„Papa ist schon bereitet vor. Du brauchst nichts zu sagen, als daß du liebst mich.“

„Das kann ich mit gutem Gewissen tun.“

„Für alles andere werde ich sein besorgt.“ Sie hielt ihm ihre kleine, nasse Hand hin. „Auf Wiedersehen! Papa wird dir lassen sagen, wann er dich sprechen will. — Lieber Leo, ich bin so glücklich!“

Leo sah ihr nach, als sie die Treppe hinauffstieg. Voller Anmut und elastischer Kraft war jede Bewegung. Und welch reines, liebeheißes Herz sie besaß!

Der junge Offizier stöhnte, als er sich in seinem Zimmer in die Sofaede warf. „Das größte Glück der Welt fällt mir mit der Liebe dieses entzückenden Mädchens in den Schoß, und ich verderbe mir selbst alles durch das blödsinnige Loseziehen! Wenn meine zwei

Mitschuldigen mich auch nie verraten, so fällt mir doch bei ihrem Anblick immer alles ein, und ich kann meiner Braut nie frei ins Auge sehen!“

Doch jetzt ruhig Blut! Er sprang auf und drückte auf den elektrischen Knopf der Klingel.

„Herr Leutnant befehlen?“ Der Kellner Louis stand in der Tür.

Leo streifte das glattrasierte Gesicht, die wasserhellen Augen, die roten Haare mit flüchtigem Blick. Irgend eine unangenehme Erinnerung hing mit diesem Menschen zusammen. Aber er kam nicht gleich darauf, was es war. „Telephonieren Sie in das Blumengeschäft nebenan,“ befahl er. „Ich will sofort einen lose zusammengebundenen Strauß roter Rosen haben. Ausgesucht schöne Rosen sollen es sein!“

„Wird sogleich besorgt. Sollen die Blumen zum Herrn Leutnant oder direkt an Miß Marston geschickt werden?“

Leo sah überrascht und ärgerlich auf. „Natürlich zu mir. Wem ich die Blumen schenken will, ist meine Sache. Sparen Sie sich Ihre überflüssigen Bemerkungen!“

„Gewiß, Herr Leutnant. Ich dachte nur, weil der Herr Leutnant sich doch jedenfalls mit Miß Marston verlobt haben —“

„Das wird wirklich zu toll!“ brauste Leo auf. „Sie sind ja ein ganz zudringlicher Mensch!“

„Bitte um Verzeihung, Herr Leutnant. Aber gestern abend — ich bediente doch hier im Zimmer. Die Herren sprachen sehr laut und heute früh dieser Zettel —“

Der Kellner zog das von Dennwitz mit Violets Namen beschriebene Los aus seinem Notizbuch und hielt es Leo hin.

Der warf nur einen anscheinend gleichgültigen Blick darauf und machte sein hochmütigstes Gesicht. „Seien Sie froh, mein Freund, daß ich meine Reitpeitsche nicht bei der Hand habe,“ sagte er ruhig. „Sie könnten sonst außer diesem Zettel noch einen Dentzettel mitnehmen, der Ihnen eine ganze Weile in unliebsamer Erinnerung bleiben dürfte.“

„Aber Herr Leutnant — ich meinte ja nur,“ stotterte der ganz bleich gewordene Mensch, „daß Herr Leutnant vielleicht Wert darauf legen, den Zettel zurückzuhaben, da wollte ich —“

„Geld dafür erpressen? Eine mißglückte Spekulation!“ Leo lachte. „Wir schrieben Tischkarten zum Verlobungessen, da Ihnen meine Angelegenheiten ja so interessant sind. Den Zettel können Sie behalten, der hat für mich gar keine Bedeutung. Aber wenn ich noch einmal Ihr unverschämtes Gesicht in meinem Zimmer sehe, ziehe ich sofort aus, Mr. Marston wird dann auch seine Etage verlassen und Ihr Direktor soll den Grund erfahren.“

„Herr Leutnant, machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Raus!“

Der Kellner verschwand wie der Blitz. Diesmal hatte Leo nach Violets Rat gehandelt und den Stier bei den Hörnern gepackt, statt sich auf Unterhandlungen einzulassen und schließlich nachzugeben. Aber trotz seines Sieges blieb ihm ein widriger Geschmack von dieser Unterredung im Munde zurück. Der Gedanke, jetzt sogar drei Mitwisser zu haben, von denen der eine noch dazu ein käuflicher Lump war, brachte ihn halb um den Verstand.

„Sie soll jetzt alles wissen — heute noch, ehe die Verlobung veröffentlicht wird!“ beschloß er.

Sein Herz schnürte sich zusammen bei dem Gedanken,

das kurze Glück sich wieder entgleiten lassen zu müssen. Aufgetaucht wie eine schöne Vision entschwand es, ehe es sich verwirklichen konnte. Noch fühlte er den leisen Gegendruck ihres roten Mundes auf seinen Lippen, atmete den Duft ihres lockigen, braunen Haares, sah den unschuldig verliebten Blick ihrer holden Augen — und ein Seufzer, der einem Schluchzen glich, hob seine Brust.

Es klopfte. Das Zimmermädchen brachte Leo einen Brief von Mr. Marston, in dem Violets Vater die Bitte aussprach, Leo möge ihm die Freude machen, in einer Stunde bei ihm auf seinem Zimmer zu speisen.

Leo übergab dem Mädchen den gleichzeitig eingetroffenen Strauß schwer duftender roter Rosen, an den er seine Visitenkarte befestigte. „Sagen Sie Mr. Marston, ich würde pünktlich bei ihm sein. Die Rosen sind an Miß Marston abzugeben.“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Das Mädchen verschwand mit einem befriedigten Lächeln. Eine Verlobung lag in der Luft. Das witterte sie. Hohe Trinkgelder gaukelten verführerisch vor ihren Augen.

Die Zeit verstrich.

„Vor einer Hinrichtung kann einem nicht schlimmer zumute sein,“ dachte Leo verzweifelt, als er in die Ärmel seines hellblauen Waffenrockes fuhr und sein kurz verschnittenes, dunkelblondes Haar mit zwei harten, stiellosen Bürsten bearbeitete.

Große innere Aufregung verbarg sich bei ihm immer hinter einer etwas steifen Kälte, die eine gewisse Entfernung zwischen ihn und die übrige Menschheit legte.

Mr. Marston, der, als der junge Offizier ihm gemeldet wurde, seinem Gast mit ausgestreckter Hand

freundlich entgegenkam, schien aber nicht das geringste davon zu bemerken. Er schüttelte kräftig Leos Hand und gab wortreich seiner Freude Ausdruck, ihn heute bei sich zu sehen.

Violet war nirgends zu erblicken.

Leo wartete ab. Aber auch Mr. Marston schwieg, nicht strategischer Regeln wegen, sondern weil seine Gedanken zu dem neuen Geschäft hinschweiften. Unzählige Briefe und Depeschen gab's heute noch zu erledigen.

Das Schweigen wurde allmählich drückend. Leo war stehen geblieben, während Mr. Marston mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in dem mit großer Eleganz ausgestatteten Salon hin und her ging.

„Mister Marston, Ihr Fräulein Tochter gestattete mir, bei Ihnen um sie anzuhalten,“ sagte endlich Leo steif.

Marston blieb stehen. „Well, und ich lud Sie ein zu kommen. Das genügt,“ antwortete der Amerikaner. „Da ich aber so bald wie möglich nach New York fahren muß, wollen wir die Verlobung erst veröffentlichen, wenn ich zurück bin.“

Leo atmete auf. „Gleich heute möchte ich aber noch sagen,“ fuhr er eilig fort, „daß ich gar kein Vermögen und nur eine geringe Zulage besitze, die mit dem Tode meines Onkels erlischt. Außerdem —“

Marston war gut von seiner Tochter instruiert worden. „Ich denke, alle geschäftlichen Auseinandersetzungen schieben wir ebenfalls auf bis zu meiner Rückkehr,“ fiel er dem jungen Offizier schnell ins Wort. „Violet bleibt in Baden-Baden unter Mrs. Homers Schutz. Sie können sich täglich sehen und genauer kennen lernen. Wenn ich wieder hier bin, will ich mich über Sie noch näher erkundigen.“

Da steckte Violet endlich ihren Kopf durch den Türvorhang. „Sehr lebhaft geht's nicht zu unter euch,“ sagte sie lachend, indem sie vollends eintrat. „Seid ihr einig?“

Sie hielt ihrem Vater die eine, Leo die andere Hand hin.

„Ganz einig!“ beteuerte Marston. „Mr. Waldburg will auch, daß ihr euch erst verlobt, wenn ich wieder da bin.“

„Wir sind ja schon verlobt, Papa. Du hast gewiß wieder gemacht Unsinn!“

„Ich meine nur, die Anzeigen und alles das kann warten. Jetzt wollen wir endlich essen. Nachher habe ich zu schreiben. Violet, du mußt unseren Gast allein unterhalten.“

„Sehr einverstanden.“

Marston ging voraus. Sein Kammerdiener schlug den Samtvorhang zum nächsten Zimmer zurück.

Leo und Violet folgten langsam.

„Du hast mir Rosen geschickt?“ Violet sah ihren Verlobten vorwurfsvoll an.

„Durfte ich das nicht?“

„Nein, nicht so — so steif. Bringen sollst du mir selbst eine Rose. Die hätte ich angesteckt und mich daran gefreut sehr.“

„Verzeih, ich muß erst lernen, mit Damen umzugehen.“

„Du hast keine Mutter — auch keine Schwestern?“

„Nein — niemand!“

Das rührte Violet. Bärtlich strich sie über seinen Arm.

In dem großen, runden Salon verriet nichts, außer der gedeckten Tafel, seine heutige Bestimmung. Die Anrichtetiſche wurden von dreiteiligen Wandschirmen

verdeckt, so daß man das Walten des Herrn Ober kaum bemerkte. Die weiße Stukkatur der Decke, die vielen Spiegel, die in den Wänden eingelassen waren, warfen das Licht der elektrischen Kerzen strahlend zurück. Orangegelbe Vorhänge verhüllten Fenster und Türen. Der goldige Ton wirkte zu dem sonst ganz in Weiß gehaltenen Raum wunderbar belebend und schön.

Auf dem für drei Personen gedeckten, in die Nähe des Fensters gerückten Tisch verschwand der feine Damast des Tafeltuchs unter der Fülle der lichtgelben Rosen, die aus blühenden Kristallschalen herauswuchsen, sich mit Farn und Asparagus zusammengebunden über den ganzen Tisch verstreuten. In dem offenen Pavillon, dicht unter den Fenstern des Salons, saßen die Violinspieler der ungarischen Hoteltapelle, und abgedämpft, wie verschleiert, klangen die süßen, schmeichelnden Töne herauf.

Das vorzügliche Essen, die alten, richtig temperierten Weine erhöhten bald Mr. Marstons Laune. In bester Stimmung neckte er seine Tochter und stieß mit einem verheißungsvollen Blick, als der Champagner in den flachen Schalen perlte, mit Leo auf „neue Rennerfolge“ an.

Diesen Witz belachte er selbst laut, während Leo nur ein erzwungenes Lächeln fertig brachte.

Violet wußte, daß ihr Vater in dieser Laune oft tattlose Äußerungen vorbringen konnte. Sie stand darum rasch auf und schlug vor, den Kaffee auf der Veranda draußen zu trinken.

Der starke schwarze Mokka ernüchterte Marston. Er wurde stiller. Das Geschäft trat wieder in den Vordergrund, und als der Herr Ober den weißen Rokotosalon in Ordnung gebracht und das Zimmer

verlassen hatte, kehrte er schleunigst an seinen Schreibtisch zu seinen Berechnungen zurück.

Das junge Paar blieb allein auf der Veranda.

Violet saß in ihrem niedrigen Korblehstuhl zurückgelehnt. Die fließende Schleppe ihres weißen Kleides lag auf dem roten Bastteppich. Leo stand mit halb abgewandtem Gesicht vor ihr. Sein schöngeschnittenes Profil zeichnete sich scharf ab. Man sah deutlich das Spiel der Muskeln unter der leicht gebräunten Haut. Seine zusammengeballte Hand, die er auf die Brüstung des Balkons legte, zuckte.

„Willst du nicht rauchen?“ fragte Violet und hielt ihm das geöffnete Etuis hin, während sie selbst eine Zigarette zwischen die Zähne nahm.

„Danke, ich rauche jetzt nicht.“ Seine Stimme klang gepreßt. „Ich muß dir etwas sagen, Violet.“

„Eine Weichte! Ist's interessant? Hast du vorher schon geliebt eine andere, Leo? Ich meine, nicht so ein wenig geflirtet, sondern ernsthaft geliebt?“

„Nein, ich habe nie eine Frau geliebt vor dir,“ antwortete er einfach. „Ich habe immer nur an meine Pferde gedacht, meinen Dienst, meine Freunde — bis ich dich kennen lernte.“

„Wie lieb von dir! Setze dich ganz nahe zu mich. Oder noch besser, mir gegenüber, damit ich kann sehen in deine Augen.“

„Die muß ich vor dir niederschlagen, Violet.“

„Weshalb?“

„Weil ich dir etwas mich tief Beschämendes sagen muß.“

„So lasse es doch sein, wenigstens bis nach unserer Hochzeit.“

„Nein, denn wenn du's weißt, wirst du mich nicht mehr heiraten wollen.“

„Du hast doch nicht schon eine andere Frau in irgend einem anderen Lande sitzen? Das kommt immer in englischen Seeromanen vor.“

„Bitte, Violet, sei ernst. Zum Scherzen ist mir's wahrhaftig nicht!“

„Gut — ich bin ernst. Ganz finster bin ich!“

Ein verhaltenes Lachen zuckte um ihren Mund. Trotzdem tat er ihr leid. Denn sie las deutlich die Seelenqual in seinem Gesicht, als er, die Augen auf die graue Steinmauer heftend, wie wenn er dort ablesen könne, was er zu sagen habe, eintönig, manchmal stoßend, die Geschichte seines Lebens, die den Prolog zu dem gestrigen Abend bildete, zu erzählen anfang. Von seiner elternlosen, liebeleeren Kindheit sprach er, den freudlosen Knabenjahren im Kadettenkorps mit seiner schablonenmäßigen Erziehung, seinem brennenden Wunsch, Kavallerist zu werden, wie sein verstorbener Vater es gewesen war. Endlich hatte der Onkel und Vormund seine Einwilligung dazu gegeben. Aber die Zulage reichte nie aus. Das kleine Vermögen, das er besaß, war schnell verbraucht. Da fing er den Rennsport an. Zuerst nur, um sich durch die Gewinne über Wasser zu halten. Dann aus Leidenschaft, die alle anderen Interessen zurückdrängte und ihn gänzlich ausfüllte. Bald gab es aber auch Verluste. Teuer gekaufte Pferde schlugen nicht ein. Der Trainer kostete immer mehr. Er geriet in drückende Geldnot. Sein Freund Dennwitz und sein Vetter Runo halfen ihm, kamen aber dadurch selbst in Schulden. Die letzte Möglichkeit, sich und ihnen zu helfen, mißglückte durch „Trilbys“ Sturz beim gestrigen Rennen.

Leo hielt inne.

Violet sah zu ihm auf. „Das ist alles sehr traurig, mein armer Leo, aber nun ist's doch Ende,“ sagte sie

sanft. „Du kannst den Herren das geliebene Geld zurückzahlen. Mein Vater stellt dir alles gern zur Verfügung. Wir wagten nur nicht, dir das anzubieten, obwohl wir uns sofort dachten, daß —“

„Violet, du beschämst mich immer tiefer!“ Er wußte selbst nicht, wie es kam, aber er lag plötzlich auf den Knien vor ihr und beugte seinen Kopf über ihre Hände. „Gestern abend, als wir nicht mehr ein und aus wußten, rieten Dennwik und Runo mir, um dich anzuhalten. Ich weigerte mich meiner Schulden wegen. Da wollte einer der anderen um dich werben. Um das zu verhindern, tat ich ihnen den Willen. Wir zogen Lose — ich gewann. — So, nun stoße mich von dir. Ich habe nichts Besseres verdient, denn wenn ich dir auch schwöre, daß ich dich liebe — dich, nur dich und nicht deinen Reichtum, so wirst und kannst du mir das ja nicht glauben!“

Immer noch blieb sie stumm. Er wagte nicht in ihr Gesicht zu sehen, sondern preßte nur ihre kühle Hand gegen seine heiße Stirn.

„Violet — einmal noch lege deinen Arm um meinen Hals und sage wie gestern auf dem Rennplatz: Du tust mir so leid!“

Im nächsten Augenblick fühlte er ihren weichen Arm seinen Hals umfassen, mit der anderen Hand hob sie seinen Kopf und sah in seine Augen. „Du tust mir gar nicht leid!“ flüsterte sie dabei in sein Ohr.

„Violet — wo ich durch eigene Schuld mein ganzes Glück vernichtet habe!“

„Lieber Leo, die Geschichte mit den Lossen, die du mir erzähltest, war mir gar nicht neu. Die hörte ich heute früh bereits von meiner Jungfer, die es von dem Kellner Louis erfahren hatte.“

„Aber du glaubtest nicht daran? Du hieltest mich dessen nicht für fähig?“

Übermütig schüttelte sie seinen Kopf hin und her. „Wäre ich ein deutsches Mädchen, lieber Leo, dann würde ich jetzt seufzen und weinen: ‚Er hat mich nie geliebt, sondern nur meine Dollars gewollt, wie bin ich unglücklich! Alles ist aus!‘ Aber nein, so dumm bin ich nicht. Ich habe dich lieb, und du mich auch. Das fühle ich ganz tief hier drinnen in das Herz. Das ist die Hauptsache, da macht die kleine Dummheit mit das Losen nichts aus. Hätte ich dir nicht gefallen, so würdest du gelassen haben mich ruhig deinen Freunden. Aber ich hätte genommen keinen von denen!“

„Violet, liebe, süße Violet, kannst du mir wirklich verzeihen?“ Er zog sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Niemals sollen Dennwitz und Runo dir vor die Augen kommen!“ beteuerte er.

„Weshalb denn nicht? Ich bin sehr dankbar den beiden Leuten. Wenn sie dir nicht hätten zugeföhrt, wer weiß, ob du geföhrt hättest endlich den rechten Mut!“

„Du gibst mir so viel, und ich habe dir so wenig zu bieten!“

„Ich sage nicht alles das, was ich denke. Sonst wirst du eitel. Aber das eine sage ich dich, Leo: auch ich bin gewesen einsam und heimatlos. Ich kenne nur das Leben in Hotels, in Pensionen, im Dampfschiff und in den Eisenbahnen. Alles verschaffte mir mein Vater, aber eine Heimat gab er mir nie. Wollen wir uns jetzt zusammenschaffen ein Heim, und wenn wir Kinder haben, dann sollen die auch haben ein Heim!“

Er konnte nicht antworten. Die Rührung machte ihn stumm.





Französische Soldaten.

Von Alex. Cormans.

Mit 13 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Die furchtbaren kriegerischen Ereignisse, die sich in der allerjüngsten Zeit auf dem Welttheater abgespielt, haben wohl auch die leidenschaftlichsten Vorkämpfer der Friedensidee davon überzeugt, daß die Hoffnung auf eine allgemeine Abrüstung der waffenstarken Völker Europas nicht nur für die nächste, sondern auch noch für eine ziemlich ferne Zukunft ein schöner Traum ohne alle Aussicht auf Verwirklichung bleiben wird. Statt an eine Verminderung seiner Streitkräfte und der durch ihre Erhaltung bedingten Volkslasten denken zu können, muß heute jeder große Staat unter Anspannung aller Kräfte auf die größtmögliche Steigerung seiner Wehrfähigkeit bedacht sein, und die allgemeine Weltlage gestattet keine Erörterung der bangen Frage mehr, wohin diese äußerste Kräfteanspannung und dies fieberhafte Wettrüsten schließlich führen sollen.

So steht unser westlicher Nachbar soeben im Begriff, die dreijährige Dienstzeit statt der bisherigen, die nur zwei Jahre betrug, einzuführen, und es wird sicherlich eine tunlichst genaue Orientierung über die Streitkräfte derjenigen Nation, die uns möglicherweise eines Tages wieder als Feind gegenüberstehen wird, allgemein interessieren. Denn wie man sich in Frankreich

sehr angelegentlich mit der Stärke und dem Zustande des deutschen Heeres beschäftigt, so kann auch uns die gegenwärtige Beschaffenheit der französischen Armee nicht gleichgültig sein.

Daß man nach den bitteren Erfahrungen des Feld-



Ausgehobene, die mit ihrem Los zufrieden sind.

zuges von 1870/71 in der gallischen Republik mit rastlosem Eifer bemüht gewesen ist, das Heer zu reorganisieren und es dem deutschen ebenbürtig zu machen, ist zu selbstverständlich, als daß man es notwendig mit der festen Absicht eines Revanchekrieges erklären müßte; aber es darf doch auch nicht ganz unbemerkt bleiben, daß dieser Eifer sich gerade in den beiden letzten Jahren

bis zu außerordentlichen Leistungen gesteigert hat. — Im Jahre 1872 war auf Betreiben Gambettas durch das Rekrutierungsgesetz die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, und das Militärgesetz vom Jahre 1889, das alle bisherigen gesetzlichen Befreiungen, auch die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes aufhob, setzte als Altersgrenzen für diese Wehrpflicht das zwanzigste und das fünfundvierzigste Lebensjahr fest. 1892 wurde ein neues Wehr- und Dienstpflichtgesetz angenommen, das die Dienstzeit im aktiven Heere auf drei Jahre festsetzte, und das Radergesetz von 1893 bestimmte, daß alle Wehrfähigen auch wirklich einzustellen seien. Eine Herabsetzung der aktiven Dienstzeit wurde durch die Gesetzesvorlage von 1900 herbeigeführt, denn sie bestimmte, daß jeder waffentaugliche Franzose ohne Ausnahme einen aktiven Militärdienst von zwei Jahren zu leisten habe, und sie setzte ferner eine elfjährige Verpflichtung in der Reserve und eine zwölfjährige in der Territorialarmee fest.

Der ständige Rückgang der französischen Bevölkerungsziffer, gegen den es ein Heilmittel eben nicht gibt, mußte die Rekrutierung naturgemäß mehr und mehr erschweren, zumal sich auch in der körperlichen Tüchtigkeit der Militärpflichtigen ein ständiger Rückgang bemerklich machte. Schon vor einer Reihe von Jahren erging daher die Bestimmung, daß bei sonstiger Tauglichkeit auch unter das bisherige Mindestmaß von 1,54 Meter bei der Aushebung hinuntergegangen werden dürfe, und man wird denn auch schwerlich in einer anderen europäischen Armee so viele kleine Leute finden als in der französischen.

Waren einer Vermehrung der Friedenspräsenzstärke aus diesen und anderen Gründen also gewisse

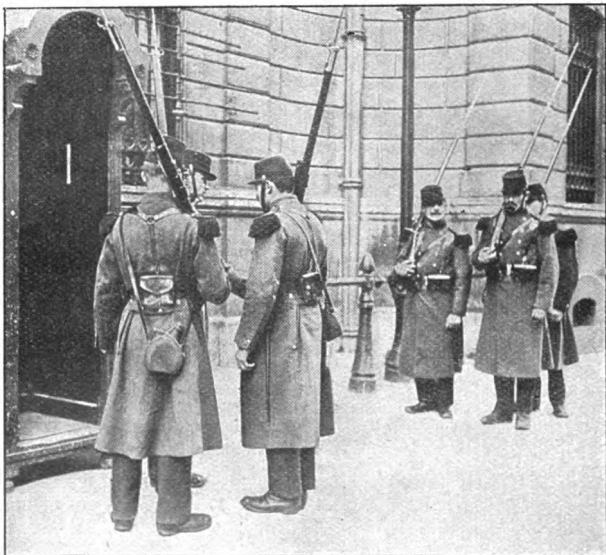


Von der Übung zurückführende Infanterie.

unüberschreitbare Grenzen gezogen, so ließ sich doch nach der Ansicht der militärischen Autoritäten für eine

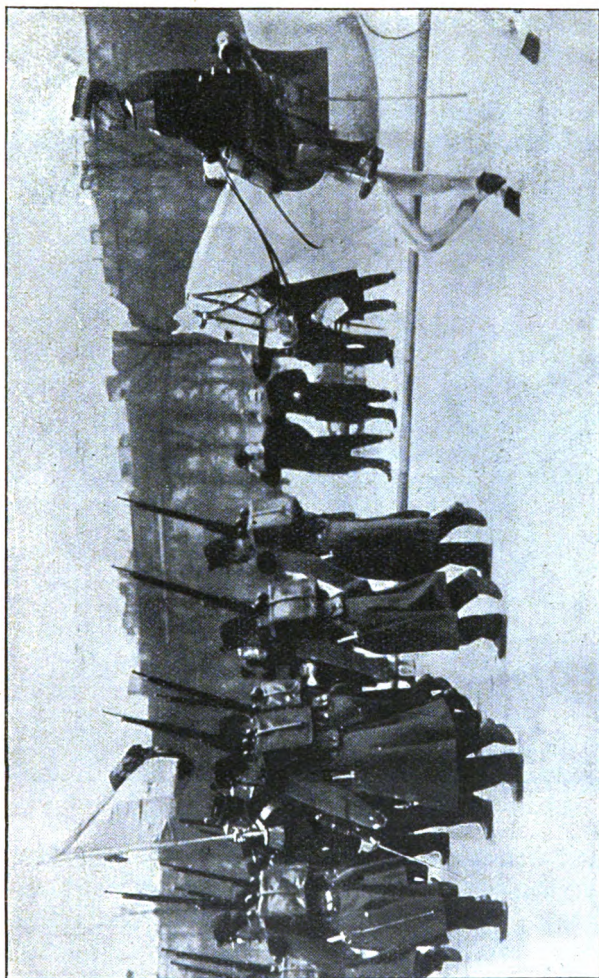
bessere Organisation der Armee noch sehr viel tun. Aus solcher Erkenntnis heraus entstand das neue französische Kadergesetz, mit dessen Durchführung man seit dem Jahre 1909 mit großer Energie und zweifellosem Erfolge beschäftigt ist.

Als dringendstes Bedürfnis erschien eine durch-



Ablösen der Wache vor dem Élysée.

greifende Neugestaltung der Artillerie, denn ihrer Minderwertigkeit gegenüber der deutschen wurde ein großer Teil der Schuld an den Niederlagen des großen Krieges zugeschrieben. Sie konnte am 1. Januar 1911 als in der Hauptsache vollendet angesehen werden. Danach hat jetzt jedes Armeekorps ein Regiment Korpsartillerie zu 12 Batterien in 4 Abteilungen und für jede Infanteriedivision ein Regiment Divisions-



Der Gruß der Fahne.

(Jeder Granatzele grüßt die vorübergetragene Fahne, die das Symbol des Vaterlandes darstellt, durch Abnehmen des Kutes.)

artillerie zu 9 Batterien in 3 Abteilungen. 7 Divisionsregimentern ist eine Abteilung zu drei 155-mm-Bat-

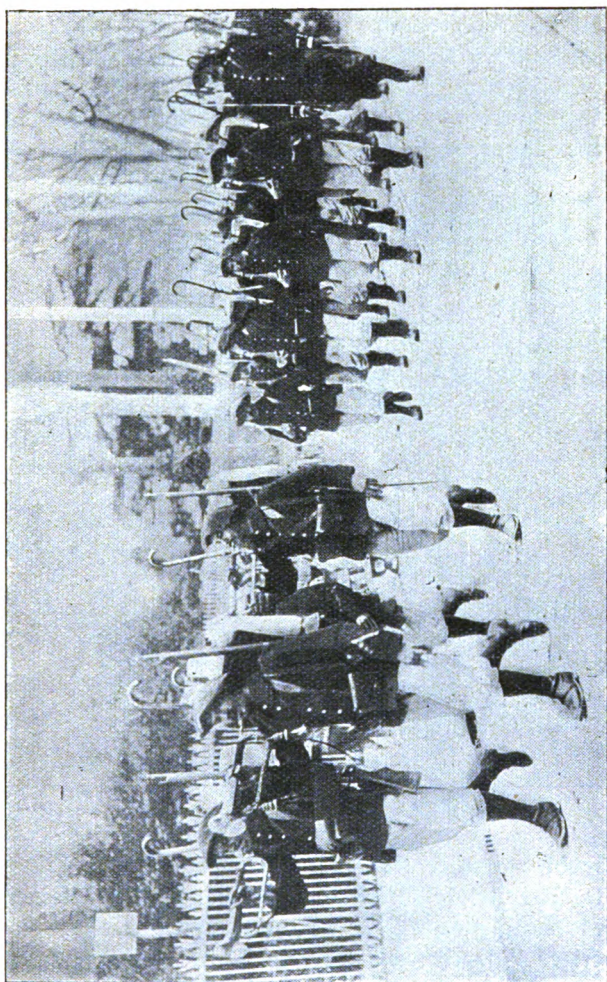
terien und 8 Regimentern eine Abteilung zu zwei reitenden Batterien zugeteilt. Beim 14. und 15. Armeekorps befinden sich 2 Gebirgsregimenter mit je einer Batterie für die 13 Alpengruppen. Die früheren 18 Fußartilleriebataillone sind in 11 Regimenter in Frankreich



Artilleristen auf einem Bummel.

und 2 Abteilungen in Afrika umgewandelt. Im Mobilmachungsfall soll jedes Armeekorps noch 6 Verstärkungsbatterien aus Reservisten und 1 Reserveinfanteriebrigade erhalten. Insgesamt sind jetzt, wenigstens auf dem Papier, 689 Batterien vorhanden.

Nun ging man daran, auch den Rest des neuen Radergesezes zu verabschieden, bei dem es, wie schon



Silberjäger auf dem Marsch.

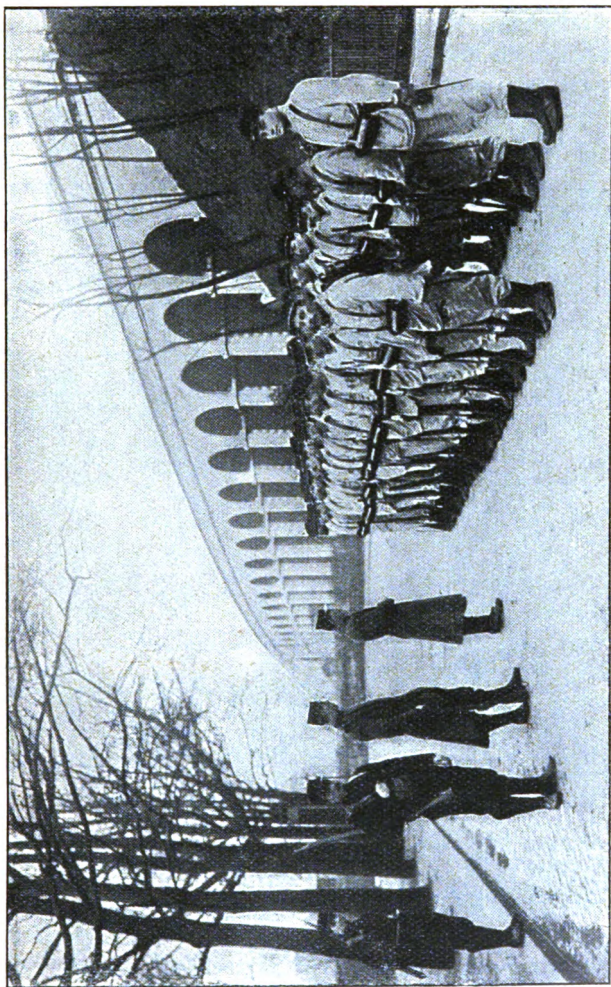
erwähnt, weniger auf eine eigentliche Vermehrung der Präsenzstärke als auf eine ausgiebige organisa-

torische Vorbereitung des Überganges aus dem Friedens- in den Kriegszustand abgesehen ist. Die Kavalleriedivisionen werden von 8 auf 10 vermehrt, 2 neue Regimenter werden aus fünften Estadronen der Chasseurs d'Afrique in Nordafrika errichtet, wofür dort die



Zouavereservisten kommen in Paris an.

Spahi vermehrt werden. Bei der Infanterie bringt die Neuorganisation eine Vermehrung der bisherigen 561 Bataillone auf 567. Außerdem werden statt der bisherigen 4 algerischen Schützenregimenter mit zusammen 26 Bataillonen 12 algerische Schützenregimenter mit zusammen 36 Bataillonen errichtet. Die gesamte Friedensstärke der französischen Armee wird künftig 675 Batail-



Vormittagsparaden an den Gefestigungswällen.

lone betragen, gegen 651 der deutschen Armee. Davon werden jedenfalls auch die afrikanischen bei einem

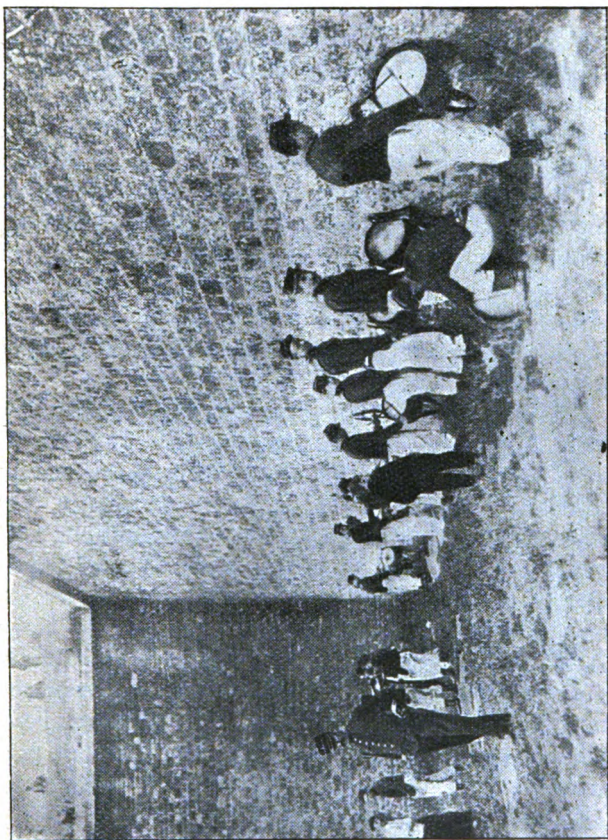
europäischen Kriege zum großen Teil mit verwendet werden, da man die weißen Truppen in den Kolonien mehr und mehr durch Eingeborene zu ersetzen sucht. Den Gedanken, die allgemeine Wehrpflicht auch bei den Eingeborenen Nordafrikas zur Durchführung zu



Spahi aus Algerien auf Urlaub in Paris.

bringen, hat man zwar vorläufig wieder aufgegeben, aber die Aushebungen in Algerien und Tunis erfolgen doch in viel größerem und ständig wachsendem Maße. Außerdem hat man neuerdings versucht, senegalesische Negertruppen in Algerien zu verwenden. Schon 1910 wurde versuchsweise ein Bataillon nach Algerien übergeführt, und im verfloffenen Jahre hat man ihm ein zweites folgen lassen.

Von besonderer Wichtigkeit für die benachbarte Nation sind natürlich die für den Mobilmachungsfall



Strommler üben in den Pariser Festungsgräben.

getrassenen organisatorischen Vorkehrungen. Es soll da eine sehr große Zahl von Reserveregimentern aufgestellt werden, und es ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, daß in dem zahlreichen „cadre complémen-

taire“ (für jedes Infanterieregiment 4 Stabsoffiziere und 6 Hauptleute) auch ein ausreichendes Führerpersonal für diese Regimenter vorhanden sein wird. Vorgesehen ist weiterhin eine erhebliche Vermehrung der Kapitulantenstellen, namentlich an der Ostgrenze, und eine Einreihung des sich bei den Aushebungen für die Marine über den Bedarf hinaus ergebenden Überschusses von angeblich 50,000 Mann in die Armee.

Von der Beschaffung eines leichteren Geschützes für die reitenden Batterien und von der Einführung eines Selbstladegewehres ist zwar in den Zeitungen des öfteren die Rede gewesen; beide Neuerungen aber scheinen doch vorderhand noch auf Schwierigkeiten zu stoßen, da man von praktischen Versuchen bisher nichts gehört hat.

Was nun die beiden obenerwähnten Ursachen der stetig wachsenden Rekrutierungsschwierigkeiten betrifft, so ist man in Frankreich mit sehr nachahmenswertem Eifer bemüht, wenigstens der einen von ihnen, der verminderten Tauglichkeit der Dienstpflichtigen, entgegenzuwirken. In keinem anderen europäischen Staate arbeitet man so zielbewußt und so energisch an der militärischen Jugenderziehung. Eine große Zahl von der Regierung autorisierter und unterstützter Gesellschaften befaßt sich damit, die heranwachsende männliche Jugend hauptsächlich durch turnerische, Schieß- und Reitübungen für den Militärdienst vorzubereiten, und die guten Erfolge sind schon jetzt ganz unzweifelhaft. Jeder Rekrut kann sich beim Eintritt in die Armee einer Prüfung unterziehen, deren Bestehen ihm das Recht gibt, sich den Truppenkörper selbst zu wählen und nach Verlauf von vier Monaten zum Korporal befördert zu werden.

Auch für die Hebung des Unteroffizier- und des

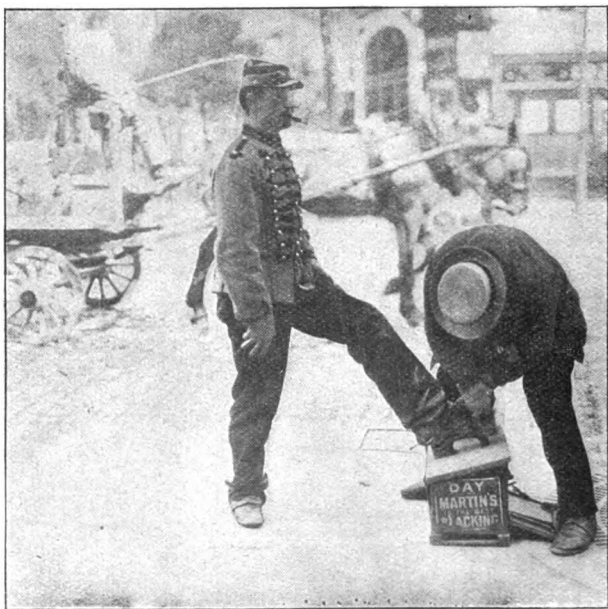
Offizierstandes geschieht recht viel. Bekanntlich liegt ja das Offizierkorps der französischen Armee an Einheit-



Unterricht in einer Infanterieschule, von einer Dame erteilt.

lichkeit bis jetzt erheblich zu wünschen übrig. Ungefähr die Hälfte aller Offiziere war aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen, und nur wenig über 50 Prozent waren Leute, deren Ausbildung ungefähr denen der

deutschen Offiziere entspricht. Durch bedeutende Verbesserung der Offizierschulen, die in Rang und Lehrplan durchweg auf dieselbe Stufe gebracht werden sollen, hofft man das Verhältnis günstiger zu gestalten.



Ein „reitender Jäger“ läßt sich die Stiefel putzen.

So viel von der Organisation des heutigen französischen Heeres. Was nun das Wichtigste, nämlich das Soldatenmaterial selbst, betrifft, so werden die beigefügten Augenblicksbilder vielleicht am ehesten geeignet sein, dem Leser eine anschauliche Vorstellung von dem französischen Soldaten, seiner äußeren Erscheinung und seinem militärischen Gehaben zu vermitteln. Sie sprechen durchweg für sich selbst und

bedürfen keiner anderen Erläuterung als der Bemerkung, daß es voreilig wäre, aus der scheinbaren Schlappheit und Lässigkeit dieser Kriegsmänner ungünstige Schlüsse auf das Maß ihrer soldatischen Brauchbarkeit zu ziehen.

Ist der Durchschnittsfranzose wenig danach angetan, durch seine Gestalt und seine Haltung zu imponieren, so wohnen ihm doch gewisse Eigenschaften inne, die



Eingezogener Infanterist geht mit seiner Tochter spazieren.

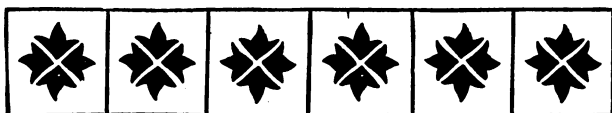
ihn im Kriege zu einem nicht zu unterschätzenden Gegner machen. Das sind, ganz abgesehen von dem vielgepriesenen französischen „Elan“, der doch zuweilen schon bedenklich verflagt hat, seine große Genügsamkeit und

seine schwer zu erschütternde Heiterkeit — zwei Tugenden, die ihn zur Ertragung von Strapazen und Entbehrungen hervorragend befähigen.

Bei der Ausbildung der Leute wird auf den sogenannten Drill in der französischen Armee kein übergroßes Gewicht gelegt, ein viel geringeres jedenfalls als in der deutschen oder österreichischen Armee. Gefechtsexerzieren, Schießübungen und Erziehung zu beträchtlichen Marschleistungen werden indessen mit demselben Nachdruck betrieben wie anderswo, und unparteiische Beurteiler haben dem französischen Soldaten der jüngsten Zeit auf Grund der im Manöver gemachten Beobachtungen schon wiederholt hohes Lob gespendet.

Was uns auf den beigegebenen Abbildungen befremdlich oder gar lächerlich erscheinen mag, erklärt sich aus dem französischen Volkscharakter und darf uns nicht verleiten, von vornherein die Tüchtigkeit einer Soldateska zu unterschätzen, mit der wir uns vielleicht eines Tages, wenn auch gewiß nicht auf eine deutsche Herausforderung hin, in ernstem Kampfe werden zu messen haben.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Das Unterroßbanner. — In dem Armeemuseum der Vereinigten Staaten in Washington wird neben anderen ruhmreichen Trophäen auch eine Fahne aufbewahrt, die vielleicht das seltsamste militärische Wahrzeichen dieser Art ist. Auf engste verknüpft mit dieser Fahne ist die Lebensgeschichte einer merkwürdigen Frau.

Zu den schönsten Erscheinungen der Pariser Salons in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehörte die Baronesse Jeanne de Brunvillières. Da der Reichtum ihrer Familie aber in den Stürmen der Revolution verloren gegangen war, fand sich so leicht kein Freier für die arme Adelige. Da tauchte in Paris ein Graf Murat auf, ein noch junger Mann, der, obwohl mit Glücksgütern ebensowenig gesegnet wie die Baronesse de Brunvillières, sich sofort eifrig um deren Hand bewarb und auch erhört wurde. Im Jahre 1854 heiratete das Paar, mußte aber bereits vier Jahre später fliehen, weil Murat sich bei einer politischen Verschwörung schwer kompromittiert hatte. Die jungen Eheleute schlossen sich einem Auswandererzuge an, der von Bremen aus durch Agenten der Vereinigten Staaten nach dem neuerschlossenen Koloradogebiete geleitet wurde.

Völlig mittellos trafen die Murats nach Verlauf von drei Monaten in ihrer neuen Heimat an, wo man damals noch jeden Fußbreit Boden den Indianern mit der Büchse in der Hand abringen mußte. Der Graf erhielt an den Ufern des Palmasees ein Stück Land angewiesen, errichtete dort, unterstützt von seiner energischen Gattin, ein Blockhaus und versuchte es mit der Rinderzucht. Bereits hoffte er, hier eine bleibende Heimat gefunden zu haben, als bei Gelegenheit eines Einfalles der

Rothhäute die Farm vollständig niedergebrannt und sämtliches Vieh fortgetrieben wurde. Das Ehepaar selbst rettete zwar das nackte Leben, aber seine beiden ein- und zweijährigen Knaben wurden von den Indianern erbarmungslos abgeschlachtet.

Dieser furchtbare Schlag verwandelte den bisher sanften Charakter der jungen Gräfin vollständig. Unstillbarer Rachedurst erfüllte ihr Herz. Gemeinsam mit ihrem Gatten durchstreifte sie fortan heimatlos die Prärien, und ihrer sicheren Angel fielen unzählige Rothhäute zum Opfer. In den Grenzorten war sie eine wohlbekannte Erscheinung. Stets trug sie dieselbe Kleidung, einen fußfreien hirschledernen Rock und eine grüne Bluse aus dickem Wollstoff. Von ihrer Körperkraft und Gewandtheit im Reiten und Schießen erzählte man sich Wunderdinge.

Als dann im Jahre 1863 in Colorado das Erste Freiwilligenregiment gebildet wurde, um die Rothhäute endgültig aus der Nähe der Ansiedlungen zu verdrängen, ließ sich das Ehepaar Murat in die erste Kompanie einreihen. In dem erbitterten Gefechte bei Cotton-Springs war es, wo das Regiment seine Fahne verlor. Als am Abend nach dem Kampfe dieser Verlust im Bivak bekannt wurde, herrschte allgemeine Bestürzung. Aber die Gräfin Murat wußte Rat. Aus ihrem blau und weiß gestreiften Unterrock nähte sie ein neues Fahnentuch zurecht, auf das mit schwarzer Ölfarbe schnell die nötigen Sterne und der Name des Truppenteils gemalt wurden. Dieses an eine einfache Zeltstange befestigte Fahnentuch hat dann das Erste Freiwilligenregiment von Sieg zu Sieg geleitet.

Das Ehepaar Murat setzte sein abenteuerliches Leben noch bis zum Jahre 1872 fort. Dann ließ es sich auf seiner alten Farm am Palmasee nieder und versuchte es abermals mit der Viehzucht. Aber das Glück blieb ihm fern. Als bald darauf Graf Murat plötzlich starb, blieb seine Witwe in den dürftigsten Verhältnissen zurück.

Erst nach Jahren hörten ihre alten Kampfgenossen von ihrer Not. Es wurde sofort eine Sammlung veranstaltet, die, unterstützt von der ganzen nordamerikanischen Presse, nicht weniger

als dreihunderttausend Dollar einbrachte. Allein die Gräfin lehnte die Annahme dieser Ehrengabe ab. Sie bestimmte, daß das Geld als Stiftung zur Unterstützung armer Soldatenwitwen Verwendung finden sollte. Dies geschah denn auch im Jahre 1883. Um der Greisin aber doch die letzten Lebensjahre zu erleichtern, brachte der Vertreter des Staates Colorado im nordamerikanischen Kongreß den Antrag ein, der Gräfin in Anerkennung ihrer Verdienste einen Ehrensold von monatlich zweihundert Dollar bis an ihr Ende zu bewilligen. Der Antrag fand allseitigen Beifall. Diesen Ehrensold hat die einsame Frau bis zum 9. April 1909 erhalten. An diesem Tage starb sie kurz vor Vollenbung ihres sechsundachtzigsten Lebensjahres. Ihr Begräbnis fand unter allen militärischen Ehren und auf Staatskosten statt.

Das „Unterrockbanner“ führte das Erste Freiwilligenregiment, das 1868 in das Vierte reguläre Schützenregiment umgewandelt wurde, bis zum Jahre 1882. Dann erst wurde die arg zerfetzte Fahne, die eine so merkwürdige Geschichte hatte, dem Armeemuseum überwiesen. W. R.

Die gefährlichsten Schiffe, die das Meer befahren, sind die sogenannten „Öltanker“. Es gibt wohl keinen Matrosen, der sich zu einer Reise auf einem solchen Schiffe verpflichten würde, wenn er eine andere Heuer fände.

Der Öltanker ist ein Schiff, dessen Ladung aus Petroleum besteht, das in großen Behältern, die bis zu je 500,000 Liter fassen, transportiert wird. Zwei Gefahren bedrohen beständig das Schiff: die, daß das Öl sich erhizen und explodieren kann, was die sofortige Vernichtung des Schiffes mit Mann und Maus zur Folge hätte, oder, daß die Tanker plazen, was mit dem Brande des Schiffes gleichbedeutend wäre.

Dann liegt auch noch die freilich entferntere Gefahr vor, daß das Öl „dampft“. Wenn das Öl „dampft“, wird das Arbeiten auf dem Schiffe fast zur Unmöglichkeit. Auf einem „dampfenden“ Öltanker kann niemand länger als zehn Minuten unter Deck verweilen, denn sonst wird er von den Öldämpfen betäubt, und diese sind für den menschlichen Organismus wohl hundertmal schädlicher als Kohlendampf.

Die schrecklichsten Tragödien des Ozeans haben sich schon auf diesen Ötanten abgespielt.

Vor einigen Jahren wurde ein russischer Ötant, der „Omar“, auf der Fahrt von Batum nach Bombay mit einer Ladung Petroleum an Bord von einem deutschen Dampfer gesichtet. Der „Omar“ gab Notsignale, und als man näher herankam, merkte man auch, daß seine Maschinen ihn nicht vorwärts brachten.

Die See war vollkommen ruhig, und der Kapitän des deutschen Dampfers fuhr bis auf Rufweite an das notleidende Schiff heran, erhielt aber auf seine Fragen keine Antwort. Da sandte er ein Boot zu dem stummen Schiffe, und als man auf Deck des „Omar“ kam, fand man dort fünf Matrosen liegen, von denen drei bereits tot waren; die beiden anderen lebten zwar noch, befanden sich aber im Zustande äußerster Erschöpfung.

Der Steuermann, der das Rettungsboot führte, vermutete sofort, daß das Öl „gedampft“ hatte, wahrscheinlich während der Nacht. Nur mit großer Mühe und unter vielen Gefahren gelang es den Leuten, unter Deck zu bringen, denn das Öl dampfte noch immer. In den Kajüten fand man sechs Mann der Besatzung tot, die Gase hatten sie im Schlafe erstickt. Die beiden Überlebenden waren, als das Öl zu dampfen anfang, auf Deck gewesen, und bei ihren Bemühungen, die anderen zu retten, hatten sie selber beinahe den Tod gefunden.

Die Besatzung eines norwegischen Ötants, „Helios“ mit Namen, hatte vor einigen Jahren mitten auf dem Atlantischen Ozean ein fürchterliches Erlebnis. In einem schweren Sturme, in dem die „Helios“ sich nur mühsam ihren Weg durch die aufgeregte See bahnen konnte, barsten ihre Tanks. Das Öl ergoß sich in die Kohlenbehälter, und die Gefahr war groß, daß es bis in den Feuerraum kam, was den sofortigen Brand des Schiffes zur Folge gehabt hätte.

Wie Wahnsinnige warfen sich die Mannschaften auf die Pumpen. Bald aber fing das Öl zu dampfen an, und keiner konnte länger als wenige Minuten an den Pumpen verweilen, wenn er nicht von den Gasen betäubt werden wollte. Einen so verzweifelten Kampf um ihr Leben führten sie, wie ihn

der Ozean wohl selten gesehen. Unmittelbar nachdem der Tank geborsten war, hatten die Heizer Befehl erhalten, den Kesselraum zu verlassen. Zum Löschen der Feuer war keine Zeit mehr, denn bei jedem Versuche hierzu wären die Heizer erstickt, wenn sie noch länger unten verweilt hätten. Elf Stunden lang arbeiteten Offiziere und Mannschaften der „Helios“ verzweifelt an den Pumpen, und wahnsinnige Anstrengungen machten sie, das Öl nicht in den Feuerraum gelangen zu lassen. Nach Ablauf dieser Frist lagen acht Mann der Besatzung bewußtlos auf Deck, teils infolge der großen Anstrengung, teils aber auch infolge Einatmens der tödlichen Gase.

Nur noch zwei Pumpen konnten jetzt bedient werden, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß, wenn nicht in der nächsten Stunde Hilfe kam, das Schiff mit Mann und Maus verloren war, denn während des Sturmes hatte die „Helios“ ihre sämtlichen Rettungsboote verloren.

Zuletzt arbeiteten nur noch der Kapitän und der Steuermann an den Pumpen. Der Untergang des Schiffes war nur noch eine Frage von Minuten. In diesem kritischen Augenblick wurde der Öltank vom „Majestic“ von der White-Star-Linie gesichtet, und nach zehn Minuten war die Besatzung des dem Untergang geweihten Schiffes auf dem Passagierdampfer untergebracht. Raum hatte der letzte Mann das Boot verlassen, das man vom „Majestic“ zur „Helios“ gesandt hatte, als vom Deck des Öltanks aus eine Flammenssäule empor schoß, und gleich darauf versank das brennende Schiff im Wasser.

Manchmal treiben die Öldämpfe in den Wahnsinn. Vor einigen Jahren wurden von einem englischen Kriegsschiffe auf hoher See zwölf Mann in einem kleinen Boote aufgefunden. Fünf davon waren tobsüchtig und lagen, an Händen und Füßen gebunden, auf dem Boden des Bootes. Die Insassen waren Norweger, die einen Öltank verlassen hatten, auf dem die Ölbehälter geplatzt waren. Als die Besatzung das ausfließende Öl aus dem Schiffe pumpen wollte, fing es zu dampfen an. Mehrere Stunden lang arbeiteten sie an den Pumpen, dann wurden fünf Mann von der Tobsucht befallen, und fast wäre es ihnen geglückt, das ausfließende Öl in Brand zu setzen.

Daran aber hinderten sie ihre Kameraden, indem sie sie fesselten und in ein Rettungsboot warfen, in dem dann die Besatzung das Schiff verließ. Zehn Minuten waren sie von ihrem Öltank weg, als das Öl in den Kesselraum floss und der Tank in einem Flammenmeer aufging. J. C.

Heldenmut bei Operationen. — Bevor die bekannten Betäubungsmittel aufgefunden sind, galt es bei den Operationen hohen Mut im Ertragen von Schmerzen zu beweisen; heute schreckt der Kranke, der einer Operation entgegensieht, davor nicht mehr zurück, denn die furchtbaren Leiden, die früher die Patienten im Operationssaale des Chirurgen überwinden mußten, bestehen nicht mehr, und niemand unterzieht sich einem schweren operativen Eingriff, ohne vorher mit Hilfe von Betäubungsmitteln seine Schmerzempfindungen bis zur Unempfindlichkeit mildern zu lassen.

Die Geschichte der Heilkunde erzählt aus vergangenen Zeiten Fälle, in denen Patienten unter dem Messer des Chirurgen geradezu Heldenmut bewiesen und ihre Willenskraft bis hart an die Grenze des Übermenschlichen anspannen mußten.

Als der Admiral Dolbail von Doktor Nélaton, dem berühmten Pariser Chirurgen, an einer Eiterbeule in der Brusthöhle operiert wurde, verfolgte er genau die Handgriffe des Arztes, und mit aufgeschnittener Brust daliegend erklärte er: „Ein wenig zu hoch, dieser Einschnitt — so — vorsichtig — Obacht — schnüren Sie die Ader ab!“ Nélaton verlor dabei seine Kaltblütigkeit, seine Hand begann zu zittern, aber der Patient beruhigte ihn: „Nicht aufregen, fassen Sie Mut — aber geben Sie Obacht, Sie sind jetzt ganz nahe am Herzen!“

Ein anderer Patient, der von Professor Reclus in einem Fall von eiterigem Knochenfraß operiert wird, wiederholt unter dem Messer des Chirurgen immer wieder die Mahnung: „Nur den Knochen ordentlich austragen, damit ja nichts zurückbleibt!“

Diese Patienten waren vom Schlage des französischen Arztes, von dem erst kürzlich berichtet wurde, daß er an sich selbst eine schmerzhaft und gefährliche Operation vornahm und glücklich beendete. E. E.

Die älteste Tabakspfeife Deutschlands. — Die auf unserem Bilde dargestellte Tabakspfeife ist, soweit darüber nachgekommen



Die älteste Tabakspfeife Deutschlands aus dem Jahre 1602.

werden kann, die älteste Pfeife Deutschlands. Es ist eine sogenannte „kurze Pfeife“, die aus vier Teilen zusammengesetzt ist. Das Pfeifenrohr hat am oberen Ende ein kleines verlängertes Aststück, das als Mundstück dient; Pfeifenkopf, Deckel und

Abguß sind aus je einem astigen Holzstück herausgearbeitet. Von kunstfertiger Hand ist die Pfeife mit sechs sauber geschnittenen Rössen verziert und ferner die Jahreszahl 1602 eingeschnitten.

Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg-Celle hat in Rechtenfleth den ersten heimischen Tabak aus dieser Pfeife geraucht und sie dann einem angesehenen Marschbauern geschenkt. Lange Zeit erbte sich die Pfeife als teures Andenken in der Familie des Genannten von Generation zu Generation fort, bis sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Dichter Hermann Allmers erwarb. Von diesem erhielt sie später dessen Freund, Fabrikant Robert in Duderstadt im Eichsfeld.

Jos. Gottlieb.

Der Postknecht des Grenadiers. — Im Jahre 1763 ließ sich bei einem Barbier in der englischen Stadt Doncaster ein Soldat rasieren. Wie es in Barbierläden so Sitte ist, knüpfte der Verschönerungsrat während seiner Verrichtung ein Gespräch an, und der Grenadier erzählte, daß er genötigt sei, zu Fuße nach York, seiner Garnisonstadt, zu wandern, weil er zu arm sei, um die Fahrt in der Postkutsche bezahlen zu können. Nun liegt York von Doncaster eine beträchtliche Strecke entfernt, und das Aprilwetter war so scheußlich, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen.

Der Barbier war ein gutmütiger Mensch, dem der mittellose Sohn des Mars leid tat; es hatte ja auch für ihn selbst eine Zeit gegeben, in der er die Entbehrungen der Armut kennen gelernt hatte. Er bot daher seinem Kunden an, ihm das Geld für den Fahrchein zu borgen; sobald er es erübrigen könne, möge er es ihm zurückschicken.

Gerührt nahm der Soldat das Geld an, benützte die Postkutsche und darbtte sich nach und nach die Summe ab, um möglichst bald seiner Schuld ledig zu werden. Indem er sie zurücksandte, fügte er in seinem Briefe als Ausdruck seines Dankes ein Rezept zu einer Stiefelwische bei, die er für den eigenen Gebrauch stets danach bereite, und die gewiß auch Herr Martin — so hieß der Barbier — gut finden werde, wenn er sie erst einmal probiert habe.

Der Barbier war sehr erfreut über die Rechtlichkeit und

Dankbarkeit seines Schütlings. Er stellte sich nach dessen Rezept eine Portion Wichse her, die er so vorzüglich fand, daß er seinem Freunde, dem Sattler Day, davon abgab. Auch dem gefiel die Wichse außerordentlich. Er war aber ein unternehmender Kopf, dem es schnell einleuchtete, daß dies großartige Produkt zu wertvoll sei, um auf den Privatgebrauch beschränkt zu werden, daß sich vielmehr ein gutes Geschäft damit ~~machen~~ lasse. Er überredete seinen Freund Martin, die Wichse im großen herzustellen, und zwar mit ihm zusammen. Der Barbier ging darauf ein, sie gründeten unter der Firma Day & Martin eine Stiefelwichsefabrik, nahmen den Soldaten als Teilhaber auf und hatten einen Bombenerfolg damit. Noch heute wird das Geschäft von ihren Nachkommen weiterbetrieben und ist jetzt eine der reichsten Firmen der Welt. C. D.

Zur Ästhetik des Blumentopfes. — An der Ausschmückung unserer Wohnungen haben die Pflanzen einen hervorragenden Anteil. Leider sind die Blumentöpfe, in denen wir sie pflegen, so unschön, daß wir sie meist zu verbergen suchen. Man stellt sie, wo es auf feinere Ausstattung ankommt, in Töpfe aus Porzellan oder Behälter aus glasiertem Ton. Auch bei Geschenken wirkt der gewöhnliche Blumentopf so unvorteilhaft, daß man ihn dem Auge zu entziehen sucht, indem man ihn mit einer Hülle aus Seidenpapier umgibt.

Anscheinend hat es einen triftigen Grund, daß wir an der gewöhnlichen Tonware so ängstlich festhalten. Seit alters her wird ja gelehrt, daß die Pflanzen Töpfe aus poröser Masse erhalten müssen. Durch die vielen kleinen Öffnungen soll Luft von außen in die Erde im Topfe eindringen können, denn die Wurzeln brauchen zu ihrem Gedeihen sauerstoffhaltige Luft. Fehlt diese, so versauert die Erde, und die Pflanze geht zugrunde. In glasierten Töpfen soll nun dieser Luftaustausch behindert sein.

Ohne Zweifel ist die Durchlüftung des Bodens für das Gedeihen der Pflanzen notwendig. Ob sie aber durch die Wandungen der Blumentöpfe erfolgt, ist eine andere Frage. Solange der Topf neu ist, mag dies, wenn auch in beschränktem Maße, der Fall sein. Sobald aber der Topf in Benützung ge-

nommen wird, beginnt die Verstopfung der Poren, und zwar nicht allein durch den Schlamm, der sich in ihnen ablagert. Während wir die Pflanzen begießen, dringt Wasser in die engen Öffnungen ein und verdunstet an der Oberfläche. Aber dieses Wasser ist nicht chemisch rein. Es sind in ihm verschiedene Salze und organische Verbindungen aufgelöst. Diese verdunsten nicht mit dem Wasser, sondern bleiben als fester Rückstand zurück. Es erfolgt hier derselbe Vorgang, den wir beim Kochen des Wassers in einem Kessel beobachteten. Auch in den Poren der Blumentöpfe lagern sich namentlich Kalk- und Magnesiumsalze als eine Art Kesselstein ab, und in verhältnismäßig kurzer Zeit sind die meisten Poren verstopft. Die Lüftung durch die Topfwandung hört alsdann so gut wie gänzlich auf.

In Anbetracht dieser Tatsachen ist es wirklich erstaunlich, daß die Lehre von der Notwendigkeit der porösen Töpfe sich so lange hat erhalten können. Man müßte ja längst bemerkt haben, daß bei sachverständiger Pflege die Pflanzen auch in Behältern mit luftundurchlässigen Wänden gut gedeihen. In botanischen Laboratorien werden häufig sogar Gläser mit Erfolg zu Kulturen verwendet. Für Balkonpflanzen empfiehlt man immer mehr Zinkkästen.

Sehr interessant ist ein Versuch, über den neuerdings M. Löbner berichtet hat. Man hat Azaleen sieben Jahre lang, ohne sie umzutopfen, in Glasgefäßen gepflegt; sie haben sich vortrefflich gehalten und sahen schließlich besser und schöner aus als Azaleen gleicher Art, die man zur Kontrolle in gewöhnlichen Blumentöpfen kultiviert hatte.

Wir können also wohl Zimmerpflanzen in gefällig aussehenden glasierten Tontöpfen oder Porzellantöpfen pflegen, ohne deren Fortkommen zu schädigen. Die Hauptsache ist, für einen richtigen Wasserabzug im Topfe Sorge zu tragen, denn stagnierendes Wasser bildet die Hauptursache des Verfauens der Blumenerde.

Auf eines wäre noch besonders zu achten. Vom Gebrauch des Küchengeschirrs her wissen wir, daß im Handel gute und schlechte Topfglasuren vorkommen; die letzteren geben Blei an die im Topfe stehende Flüssigkeit ab. In Blumentöpfen könnten

also schlechte Glasuren unter Umständen vergiftend auf die Pflanzen wirken. Die Möglichkeit dieser Schädigung ist aber sehr gering, da ja die Blumentöpfe nur an der Außenseite glasiert zu sein brauchen und die Poren der Innenseite sich bald verstopfen. Bei guten, giftfreien Glasuren und bei Porzellan oder Glas fällt diese Gefahr völlig fort. Für gewisse Pflanzen sind Töpfe dieser Art sogar sehr zu empfehlen. Die gewöhnlichen Blumentöpfe, die aus kalkreicherem Ton hergestellt werden, geben den Kalk an das Gießwasser ab, und in ihnen kommen kalkscheue Pflanzen wie zum Beispiel verschiedene Erikaarten nicht gut fort. In Porzellan- und Glasbehältern ist dieser Abelfstand ausgeschlossen.

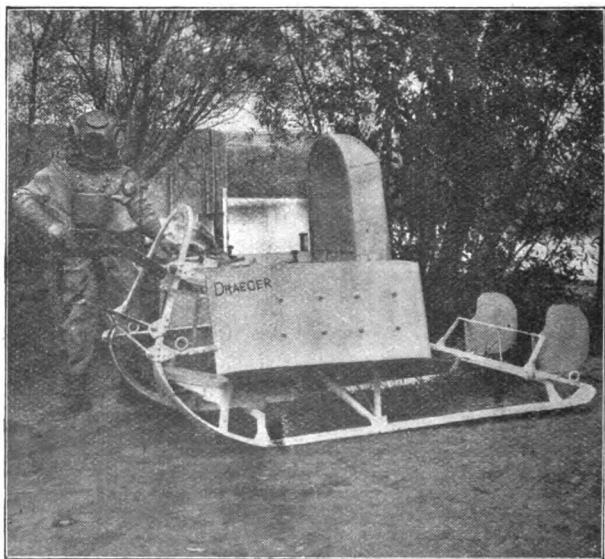
Es steht uns somit nichts im Wege, gefälliger Blumentöpfe für unsere Zimmerpflanzen zu wählen. Im Massenbetrieb, in Gärtnereien usw., werden die porösen Blumentöpfe ihrer Billigkeit halber selbstverständlich unentbehrlich bleiben. Wo es aber auf geschmackvollere und gefälligere Ausschmückung des Heims ankommt, dürfen wir getrost schöneres und edleres Material benützen. Dasselbe empfiehlt sich auch zu Geschenkzwecken; denn in einem wirklich schönen Blumentopf wird die Pflanze gewiß auf den Empfänger einen vorteilhafteren Eindruck machen als in einem gemeinen Topf, wenn auch dessen kunstlose Form mit Seidenpapier notdürftig verhüllt ist. v. J.

Unterseeschlitten für schlauchlose Tauchapparate. —

Man nennt unser Jahrhundert nicht mit Unrecht das Jahrhundert der Technik. Der immer vorwärtstrebende Menschengeist hat uns die Luft erobert, und ein Gegenstück hierzu bildet der Unterseeschlitten für schlauchlose Taucherapparate, die dem Menschen die Möglichkeit geben, die stillen tiefen Wasser des Meeres zu beobachten und handelnd zu durchqueren.

Bevor wir uns den Unterseeschlitten selbst näher ansehen, seien einige Worte über den freitragenden schlauchlosen „Drägertaucherapparat“ vorausgeschickt, der den Taucher unabhängig macht von der atmosphärischen Luft. Der Apparat ist ein Luftregenerator und Sauerstoffversorger; er besteht aus einem tornisterartigen Rückenapparat, in dem die in Helm und Anzug zirkulierende Luft selbsttätig gereinigt und durch Zusatz von

Sauerstoff aufgefrischt wird. Dem Taucher stehen stündlich 3600 bis 4200 Liter Luft zur Verfügung, eine Luftmenge, die selbst für die angestrengteste Arbeitsleistung ausreicht. Statt der üblichen Bleigewichte trägt der Taucher auf der Brust ein Gewicht, das aus Stahlflaschen besteht; in ihnen ist Preßluft oder hochkomprimierter Sauerstoff aufgespeichert.



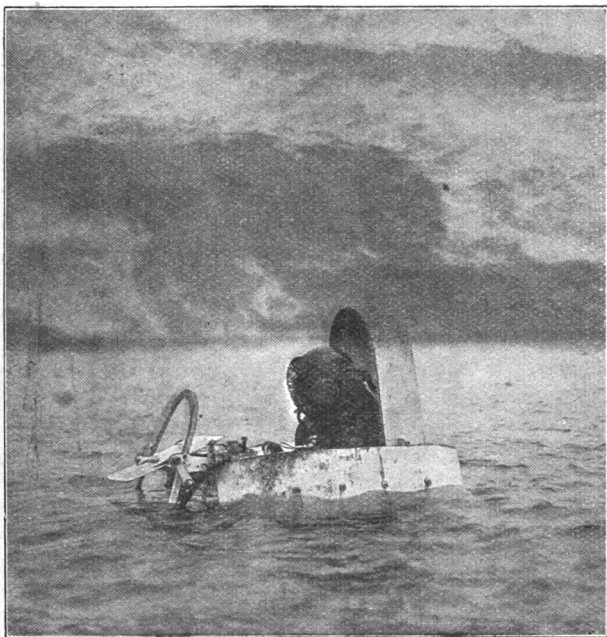
Unterseeeschlitten für Drägertaucher, Seitenansicht.

Will also der Taucher ohne Hilfe von außen die Wasseroberfläche wieder erreichen, dann öffnet er das Ventil des Gewichtes. Nun strömt Luft in seinen Anzug, und der Taucher kann auch bei drohender Gefahr in wenigen Augenblicken an die Wasseroberfläche gelangen.

Die besonderen Eigenschaften des neuen Apparates erwachsen also aus folgendem: Der Taucher kann ohne Verbindung mit Land oder Schiff stundenlang unter Wasser arbeiten, wenn aus irgend einem Grunde die Sicherheits-

leine gekappt oder die telephonische Leitung unterbrochen werden mußte. Pumpen und Bedienungsmannschaften fallen ganz fort, da der Taucher seinen Luftvorrat mit sich führt, die Betriebskosten sind ungemein gering.

Wir sehen also, daß durch freitragende schlauchlose Taucher-



Drögertaucher mit Unterseeschlitten auf offener See.

apparate die Bewegungsfreiheit des Tauchers eine unbegrenzte geworden ist.

Was bedeutet nun der Unterseeschlitten? Zweck desselben ist zunächst die schnelle Beförderung des Tauchers von einem Ort zum anderen, wie sie bei dem Suchen und Bergen verllorener Torpedos erwünscht ist. Außerdem leistet die Verwendung des Unterseeschlittens bei der Feststellung der Lage

untergegangener Wracke gute Dienste. Der Taucher ist hierdurch befähigt, in sehr kurzer Zeit ein großes Gebiet in Tiefen bis zu 40 Metern aufzuklären.

Der Taucher kann den Schlitten an Bord besteigen und zugleich mit dem Gefährt entweder auf einer Gleitbahn oder mittels Schiffstrans zu Wasser gelassen werden. Auf zwei langgestreckten Gleitkurven, die vorn zu Kurven gebogen und durch einen ellipsenförmigen Bogen verbunden wurden, ruhen Tauchersitz und Schutzmuschel, an den Seiten befindet sich je ein Tank für Preßluft, die in eingebauten Stahlzylindern aufgespeichert ist. Zwischen dem Vorderbügel sind die Tiefensteuer, am Schlittenschwanz die Kurvensteuer angeordnet, die Steuerung wird vom Tauchersitz aus bedient. Das Zu- und Ablassen der Tankluft geschieht durch Benützung der freiliegenden Anschlußventile. Solange nun die Tanks mit Preßluft gefüllt sind, wird der mit dem Taucher besetzte Schlitten im Oberwasser schwimmen; er kann in dieser Lage unbefchränkt fortbewegt werden. Für das Niedertauchen auf Grund ist entweder das Ablassen der Tankluft oder das Niederdrücken der Tiefensteuer erforderlich. Sofort steigt der Schlitten abwärts und erreicht den Grund ohne Aufstoß. Nach der Wiederzuführung der Preßluft oder dem Hochdruck in dem Tiefensteuer kehrt das Gefährt unter dem zunehmenden Druck der Tankluft zur Wasseroberfläche zurück. Während der Ruhelage an der Wasseroberfläche oder auf Grund sind die Manöver mit Hilfe der Tanks ausführbar durch Einblasen oder Auslassen von Luft.

Die Dauer einer Unterseefahrt hängt von der Funktion der Luftwiedererzeugung im Taucheranzuge ab, doch beträgt sie im allgemeinen bis zu drei Stunden. Zur Zeit der Tageshöhe ist die Lichtzufuhr zu den Tiefen ausreichend, um die Verhältnisse auf Grund klar ermitteln zu können. Für Dunkelarbeit ist der Taucher mit Unterwasserlampen auszurüsten oder der Schlitten mit einem Scheinwerfer zu versehen, der von dem in diesem Falle beigegebenen Motorboot aus gespeist wird. Gegen alle Zufälligkeiten bietet die Ausrüstung, die der Taucher auf dem Leibe trägt, den wirksamsten Schutz.

Die Bedeutung dieser neuen Erfindung besonders für Kriegsmittel ist heute noch gar nicht abzusehen, zumal durch den Unterseeschlitten die Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit des Tauchers mit dem freitragenden schlauchlosen Apparat ganz besonders gehoben wird, ja, es ergibt sich aus der Eigenart der ganzen Verhältnisse auch fast die Möglichkeit für die Entwicklung eines Unterwassersportes.

H. H.

Eine Herzogin, die mit der Nähmaschine gemacht wurde.

— Vor kurzem ist in Paris Herzog Elie Decazes gestorben, dessen Tod Veranlassung gibt, eine kleine Anekdote aufzufrischen, deren allerdings unfreiwillige Heldin die Gemahlin des Herzogs, Herzogin Isabella Decazes, war.

Des Herzogs Vater und Vorgänger, Herzog Louis Decazes, hatte stets mit seinen Gläubigern zu kämpfen, und man sagt, daß sein Koch sich eines Tages im letzten Augenblick weigerte, ihm und seinen Gästen die Mahlzeit anzurichten, bevor er nicht seinen rückständigen Lohn und seine Auslagen erhalten hätte. Um ihrem Wirt aus der Verlegenheit zu helfen und sich selbst nicht um den Genuß einer guten Mahlzeit zu bringen, ließen die Gäste, die sich schon zu Tische gesetzt hatten, einen Teller herumgehen, bis die Summe beisammen war und dem Koch übermittelt werden konnte. Genug, Herzog Elie Decazes sah sich schließlich genötigt, den Glanz seines Wappens neu zu vergolden, und vermählte sich im Jahre 1888 mit Miß Isabella Blanche Singer aus New York, einer Tochter des weltbekannten Nähmaschinenfabrikanten, die ihm eine Mitgift von mehreren Millionen in die Ehe brachte. Die Herzogin Decazes erregte aber durch ihr freies und selbstbewußtes amerikanisches Wesen das Mißfallen einiger alten würdigen Matronen des Faubourg Saint-Germain, und als eine dieser Hüterinnen der Etikette und der Überlieferung einmal während einer Abendgesellschaft gefragt wurde, wer denn eigentlich dort drüben jene durch ihr lautes und lebhaftes Sebahen auffallende junge Dame sei, antwortete sie boshaft: „Es ist die Herzogin Decazes. Aber sie ist keine richtige Herzogin, sondern nur eine, die mit der Nähmaschine gemacht wurde.“

Dieser Spitzname „die Herzogin, die mit der Nähmaschine

gemacht wurde“, blieb der Gemahlin des Herzogs Decazes bis an ihr Ende. O. v. B.

Ein japanischer Winkelried. — Von einem solchen erzählt ein englischer Kriegeberichterstatter. Es handelt sich dabei um ein Ereignis aus dem russisch-japanischen Kriege, in dem die Japaner eine russische Stellung stürmen wollten. Wieder und wieder wurden sie zurückgeschlagen, bis schließlich ein japanischer Unterleutnant die russische Stellung zu Fall brachte, indem er sich opferte wie einst Winkelried in der Schlacht bei Sempach. Er ließ sich acht Handgranaten bringen, legte seinen Degen und was ihm sonst hinderlich sein konnte, ab, band die Granaten um seinen Körper in gleichmäßigen Abständen, verknüpfte die Enden der Zündschnüre miteinander, zündete sich eine Zigarette an und ging kaltblütig auf die feindliche Stellung los. Dann setzte er, dicht vor einem Graben angekommen, mit der Zigarette die Zündschnüre in Brand, nahm einen Anlauf und sprang in die feindlichen Bajonette, die sich ihm entgegenstreckten. Ehe noch die Russen die Bajonette aus der Leiche des Japaners herausziehen konnten, gab es eine fürchterliche Explosion. Der japanische Leutnant und die Gruppe russischer Soldaten, in die er gesprungen war, waren verschwunden, und statt dessen rasselte ein Hagel von zerfetzten menschlichen Körperteilen hernieder, der alle in der Nähe Kämpfenden mit Blut überschüttete. Sofort stürmten die Japaner, und kurze Zeit später wurde die japanische Sonnenfahne auf dem genommenen Hügel aufgepflanzt. O. v. B.

Unterhaltungskosten eines großen Hotels. — Die Unterhaltungskosten für ein großes Hotel, das von dem allerbesten Publikum besucht wird, sind von Jahr zu Jahr gestiegen, bis sie heute eine Höhe erreicht haben, die man noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten hätte. Der erste Küchenchef eines der größten Hotels in London bezieht ein Jahresgehalt von 40,000 Mark, und die einzige Mahlzeit, deren Zubereitung er zu beaufsichtigen hat, ist das „Dinner“. Ihm stehen zwei „Adjutanten“ zur Seite, von denen der erste 14,000 und der zweite 10,000 Mark Gehalt hat. Diese beiden bereiten das Frühstück und das Abendbrot.

Außer den drei „Chefs“ unterhalten sämtliche große Hotels ein sehr zahlreiches weiteres Küchenpersonal. Da gibt es „Herbleute“, die die verschiedenen Feuer- und Heizungsrichtungen instand zu halten haben, „Kesselleute“, die nach den Kesseln sehen, ein großer Stab von „Magaziniern“, denen die Küchenvorräte unterstellt sind, und ein ganzes Heer von Küchen- und Abwaschmädchen. Außerdem sind an anderen größeren Gehältern noch zu zahlen: dem Dolmetscher 12,000 Mark, dem Arzt 12,000 Mark und dem Inspektor 9000 Mark. „Ferner beschäftigen wir“, berichtet der Hoteldirektor, „100 Hausmädchen, von denen jede 600 Mark Lohn bezieht, und auch in unserem Bureau und der Buchhalterei sind eine ganze Reihe von Personen tätig. Die Gehälter aller bei uns angestellten Personen belaufen sich im Jahre auf etwa 500,000 Mark, und diese Gehälter bilden nur einen kleinen Teil der Kosten, die die Unterhaltung eines vornehmen Hotels, das nach modernen Grundsätzen geführt wird, erfordert.“

Ein erstklassiges, vornehmes Hotel liefert bei jeder Mahlzeit reine Tischtücher und Servietten. Nehmen wir an, daß im Restaurant 30 Tische für vier Personen stehen, so heißt das, daß täglich 90 reine Tischtücher und 360 Servietten geliefert werden müssen. „Reine Betttücher“, erklärt der Direktor weiter, „werden in jedem Zimmer allabendlich aufgelegt, das heißt wir müssen Tag für Tag mindestens 120 in die Wäsche schicken. Unsere Wäsche, die kontraktlich an einen Unternehmer vergeben ist, kostet jährlich 60,000 Mark. Viele reiche Gäste haben besondere Wünsche, denen wir Rechnung tragen müssen. So zum Beispiel müssen wir das Zimmer einer reichen Amerikanerin, die während der Londoner „Season“ mit ihrer Tochter sechs Wochen bei uns wohnt, jeden Tag mit La-France-Rosen dekorieren und für sie und ihre Tochter nach besonderer Vorschrift parfümierte Bäder bereiten. Gäste, die solchen Luxus wünschen, müssen zwar erhöhte Preise zahlen, diese erhöhten Preise decken aber keineswegs unsere Mehrkosten.“

Manche der ersten Hotels haben auch stets eine ganze Anzahl tüchtiger Diener und Kammerjungfern für solche Gäste ausschließlich zur Verfügung, die aus dem oder jenem Grunde

nicht mit ihrer eigenen Dienerschaft reisen wollen. Auch dadurch entstehen der Verwaltung bedeutende Ausgaben, und die den Gästen hierfür berechnete Gebühr deckt nur in seltenen Fällen die Selbstkosten.

Zu den Ausgabeposten, die sich nicht vermeiden lassen, muß man aber auch noch die faulen Schulden stellen, die gemacht werden. Leute, die im Hotel speisen und Gesellschaften geben, machen sich wenig Kopfzerbrechen, wenn ihr Konto auf 20,000 Mark anwächst, und mit bewundernswerter Kaltblütigkeit erklären sie dann der Direktion, daß sie „jezt im Augenblick“ nicht zahlen können. Kein Hotel klagt gern wegen einer nicht bezahlten Rechnung gegen eine Person, die in der Gesellschaft einen hohen Rang einnimmt. Lieber streicht man den Posten. J. C.

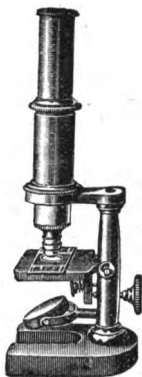
Die goldenen Hemdknöpfe des Herzogs von Argyll. — Der Herzog, der im Jahre 1685 die Partei Monmouths gegen König Jakob II. von England ergriffen hatte, teilte das unglückliche Schicksal des Prätendenten auf dem Schafott, denn Jakob verzieh bekanntlich niemals etwas. Während Monmouth feige um sein Leben bettelte, zeigte Argyll die vollkommenste Seelenruhe eines Mannes, dessen höchstes Gut nicht das Leben ist. Als er sich eben zu seinem letzten schweren Gange rüstete, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte doch nicht vergessen, seine goldenen Hemdknöpfe herauszunehmen und ihr zuzuschicken. Tief empört über die Herzlosigkeit seiner Gattin, blieb er doch ruhig und fragte die Botin nur, ob es wohl jezt Zeit sei, an so etwas zu denken. Als er dann auf dem Schafott stand, fragte ihn einer seiner Freunde, ob er nichts mehr an seine Gattin zu bestellen hätte. „Richtig,“ sagte da der Herzog mit einem feinen Lächeln, „das hätte ich beinahe ganz vergessen. Bringen Sie ihr diese goldenen Hemdknöpfe.“ Damit machte er sie heraus und legte kaltblütig sein Haupt auf den Block. C. T.

Vom Wunderreich des Mikroskops. — Wenn das Fernrohr die Aufgabe hat, uns Einzelheiten von Körpern sichtbar zu machen, die weit außerhalb des Bereichs unserer Erde liegen, so hat umgekehrt das Mikroskop den Zweck, uns Einzel-

heiten sehr kleiner Körper zu enthüllen, die unser bloßes Auge längst nicht mehr zu unterscheiden vermag. Es ist ja unnötig, ausführlich davon zu sprechen, welche tiefeingreifende Wirkung dieses Instrument auf die Entwicklung vieler Wissenschaften ausgeübt hat, aber von Zeit zu Zeit soll man doch wenigstens daran erinnern. In der Hand des Mediziners wird es zu einer der furchtbarsten Waffen gegen die Feinde der Menschheit, die Krankheitserreger. Mag die Bakterie noch so klein, noch so wasserklar sein, ein winziges Farbtröpfchen macht sie unter dem Mikroskop dem Auge des Arztes sichtbar. Für den Richter wird das Urteil des Gerichtschemikers ein unwiderlegliches Indizium, das alle Künste des Banknotenfälschers zunichte macht, das das Blut des Opfers in dem unscheinbarsten Fleckchen am Kleide des Mörders nachweist.

Und welcher großen Fortschritt hat es in der Biologie gebracht! Schon ein Mikroskop von ganz schwacher Vergrößerung enthüllt den Aufbau des pflanzlichen und tierischen Leibes, zeigt, wie sich Zelle an Zelle reiht, jede der anderen ähnlich und doch davon verschieden — ein Individuum für sich. Kein zoologischer Garten vermag ein Schauspiel zu bieten, wie es der Wassertropfen eines Tümpels unter dem Mikroskop gewährt. Denn dort sind die Tiere ihrer Freiheit beraubt und unter fremden Bedingungen verpflanzt, hier aber sind sie samt ihrer Heimat fortgeschafft worden, und das Mikroskop macht es uns möglich, sie in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten. Es zeigt, wie sie ihrer Nahrung nachgehen, wie sie sich nach Beute auf die Lauer legen und vor ihren Feinden verstecken. Ganz wie die Menschen müssen sie sich in stetem Kampfe durchs Dasein schlagen, und wer dazu zu schwach ist, der geht zugrunde.

Es ist schade, daß sich nur so wenige Menschen in ihren Mußestunden mit dieser Welt des Kleinen beschäftigen, es ist ja so leicht möglich gemacht, denn Mikroskope sind in allen



Ein Mikroskop
der Firma
Saran.

Preislagen, ebenso Präparate und Utensilien zum Mitrostopieren zu erhalten, wie zum Beispiel aus den Preislisten der Firma F. Saran in Berlin W 57 zu ersehen ist.

Verständnis gewinnen für das Leben der kleinsten Wesen, heißt zugleich Verständnis gewinnen für den eigenen Organismus und den Organismus der Menschheit und des Weltganzen. Dies sollte man nicht vergessen. J. Sch.

Vom Ziegenmelker. — Der Ziegenmelker, der nach dem Volksglauben nächtlicherweile den Ziegen die Euter austrinken soll, ist unstreitig einer der merkwürdigsten Vögel der Erde. Unter seinen Eigenschaften ist seine große Neugier besonders auffällig. Sie zeigt sich wirklich auf eine sehr auffallende Art. Sobald der Vogel etwas Ungewöhnliches bemerkt, beginnt er zu „rütteln“, das heißt sich durch schnellen Flügelschlag oder durch eine fast zitternde Bewegung der Schwingen auf einer Stelle zu halten, um den ihm fremden Gegenstand recht ins Auge fassen zu können. Erst wenn er seine Neugier hinlänglich befriedigt hat, fliegt er weiter. Zuweilen wird ihm diese sonderbare Sucht verderblich. Ein schlechter Schütze braucht zum Beispiel nur den einen Lauf seines Gewehres abzuschließen, um ihn zu veranlassen, sich zur bequemsten Zielscheibe selbst zu stellen, denn nach dem Schuß beginnt der Vogel sofort zu „rütteln“ und kann dann mit Leichtigkeit geschossen werden.

Von dieser Neugier erzählt ein Naturforscher folgenden weiteren Zug. „Anfangs Juli ging ich abends von dem benachbarten Orte R. nach R. zurück. Der Weg führte durch einen etwa eine halbe Stunde breiten Nadelwald. Ich war kaum eingetreten, da flog ein Ziegenmelker über meinen Weg, erblickte mich, rüttelte, besah mich ganz genau, setzte sich dann auf eine wenig entfernte Liefer nieder und begann zu ‚spinnen‘, wie sein Gesang genannt wird. Ich mochte noch nicht hundert Schritte weitergegangen sein, da erschien mein lieber Freund schon wieder, schwebte neuerdings über mir herum, besah mich noch einmal und flog auf einen anderen Baum, wo er sein Spinnen wieder aufnahm. Ich setzte meinen Weg fort und mochte, während der Ziegenmelker unverdrossen fortspann, um etwa fünfhundert Schritte weitergegangen sein. Da erschien

der Vogel zum dritten Male und begleitete mich wieder ein Stückchen. Der Weg hatte mich jetzt tief in das Tal hinabgeführt. Als ich aber den jenseitigen Hügel heraufgestiegen und dahin gekommen war, wo der Weg wieder frei wurde, erschien auch der Ziegenmelker abermals und flog längere Zeit als gewöhnlich über mir herum, gerade als wolle er mir sagen: „Hier ist meines Reiches Grenze, an dieser will ich Abschied nehmen.“ Er tat dies denn auch und lehrte über das Tal nach seinem Brutorte zurück, wie ich aus seinem von rückwärts zu mir hertönenden Geschnurre erkannte. Er hatte mich über eine Viertelsstunde weit begleitet.“ C. T.

Die vier Nationen. — Eine hübsche Anekdote, die die Eigenart der verschiedenen Nationen sehr lustig und dabei treffend charakterisiert, erzählte mir ein alter Schiffskapitän, dessen stets originelle Einfälle freilich nicht immer einer strengen Prüfung in bezug auf Wahrhaftigkeit standhalten konnten.

„Auf einer meiner Fahrten durch den Indischen Ozean hatte ich ein recht internationales Publikum an Bord, unter anderen einen englischen Weltreisenden, einen deutschen Professor, der Gott weiß welche Untersuchungen in Japan anstellen wollte, und einen Amerikaner mit Tochter, einer recht niedlichen, stets zum Flirt bereiten Miß, der ein Franzose, der vierte in dem internationalen Koncert, recht eifrig den Hof machte.

Eines Mittags, wir saßen gerade bei Tisch, verkündete der Posten auf Ausguck, daß Land in Sicht sei. Ich ging sofort auf Deck und konstatierte die Richtigkeit der Beobachtung. Da in den Schiffskarten dieser Gegend keinerlei Land eingezeichnet war, konnte es sich nur um eine neu aufgetauchte Insel vulkanischen Ursprungs handeln, ein Naturereignis, das in diesen Breiten nicht allzu selten ist. Trotzdem hielt ich es für meine Pflicht, die Passagiere zu verständigen, die sich sofort auf Deck versammelten. Während wir uns dem kleinen, kahlen, steinigen Eiland näherten, hielt uns der deutsche Professor einen gründlichen Vortrag, der das ganze einschlägige Gebiet der Wissenschaft ausführlich und erschöpfend behandelte. Der Amerikaner hörte sorgsam zu, erbat sich von mir die näheren Daten über Länge und Breite, fragte, ob solche Inseln einen praktischen

Nutzen hätten, und zog sich nach Verneinung dieser Frage wieder in den Speisesaal zurück, wo er seelenruhig seine Mahlzeit beendete. Der Franzose, den die Sache sichtlich wenig interessierte, benützte die Gelegenheit, um der Miß heimlich ein Briefchen zuzusteden. Der Engländer stand steif wie ein Stod an der Brüstung. Als wir uns der Insel bis auf kurze Entfernung genähert hatten, warf er plötzlich den Rod ab, zog die Schuhe aus und sprang über Bord. Mit wenigen Stößen war er auf dem Eiland und zog aus der Hosentasche eine englische Fahne, die er auf den Felsen hißte, um das Eiland im Namen des Königs für die vereinigten Königreiche in Besitz zu nehmen. Dann schwamm er an Bord zurück und verschwand in seiner Kabine, um nach einer Viertelstunde wieder, tadellos gekleidet, beim Diner zu erscheinen.

Vierundzwanzig Stunden später, als wir einen kleinen Hafen anliefen, stieg der Amerikaner eilig ans Land und kam in einer halben Stunde wieder zurück. Er hatte ein langes Telegramm an den ‚New York Herald‘ abgesandt, das unter Verwertung des deutschen Wissens und meiner nautischen Angaben das ganze Ereignis schilderte. Seelenvergnügt schrieb er in sein Reisetagebuch: Ausgaben: ein Telegramm 40 Dollar, Einnahmen: ein Zeitungsbericht 150 Dollar.

So behandelte jeder einzelne das Ereignis nach seiner Art.“ A. S.

Das Nachtwandeln der Mondsüchtigen. — Es gibt wohl keinen Menschen, der sich nicht erinnerte, einmal geträumt zu haben, daß er über irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes lachen oder weinen mußte. Wenn nun diese Vorstellung des Lachens oder Weinens sich verwirklicht und in Handlungen übergeht, so fängt der Schläfer tatsächlich an, hörbar zu lachen, zu weinen, zu reden, zu stöhnen. Auch träumt man öfters, daß man irgendwohin geht oder irgend eine Beschäftigung ausführt. Mit der bloßen Vorstellung, daß man geht, hat es in der Regel sein Bewenden.

Es gibt aber Leute, bei denen sich auch diese Traumvorstellung in die entsprechende Handlung umsetzt, die also nicht nur träumen, daß sie gehen, sondern wirklich schlafend ihr Bett

verlassen und umhergehen oder die Handlungen ausführen, die sie sich im Traume vorstellten. Der Breslauer Arzt Dr. Ebers beobachtete seinen elfjährigen Pflegesohn, wie er im Schlafe laut sprach, zur Zeit des Vollmondes aufstand, umherging, Gegenstände anfaßte, absichtlich hingestellten Hindernissen auswich, das Fenster öffnete, hinauschaute und schließlich wieder ins Bett stieg, ohne am anderen Morgen die geringste Erinnerung an das Vorgefallene zu haben.

Derartige Personen nennt man Nachtwandler, Schlafwandler oder Somnambulen. Der Volksmund hat für sie auch die Bezeichnung „Mondsüchtige“, um damit den Einfluß des Mondes auf ihren Zustand anzudeuten. Wie weit dies zutrifft, ist noch nicht erwiesen. Allerdings scheint es, daß das grelle Mondlicht auf nervöse Schläfer einen Reiz ausübt, der Traumvorstellungen hervorruft und einen somnambulen Zustand begünstigt.

Die staunenswerte Sicherheit, mit der die Nachtwandler oft recht schwierige Leistungen ausführen, erklärt Dr. J. Fındh aus ihrem außerordentlich feinen Muskelgefühl in diesem Stadium, das ihnen leicht die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichtes und die Vermeidung von Hindernissen, die sich in den Weg stellen, gestattet. Dazu kommt der Umstand, daß die ganze Aufmerksamkeit sich ausschließlich der Ausführung der Tat zuwendet, ohne durch etwas anderes abgelenkt zu werden. Also andere Vorstellungen, zum Beispiel die Furcht, zu stürzen, oder Bedenken gegen die Ausführung des Unternehmens treten nie auf. Dadurch fällt der Hauptumstand weg, der einen Wachenden in ähnlicher Lage unsicher macht. Der Nachtwandler führt seine Handlungen aus wie ein ahnungsloses Kind. Er kennt die Gefahr nicht, hat daher keine Angst, keinen Schwindel. Über gefährliche Wege zu gehen, ist nicht schwierig, wenn man nicht weiß, daß sie gefährlich sind. Legt man zum Beispiel eine Holzlatte auf den Erdboden, so wird man sich nicht scheuen, auf ihr von einem Ende zum anderen zu gehen. Erhöht man sie aber auch nur um ein Meter, dann werden die meisten schon mit großer Zaghastigkeit darauf herumbalancieren, obgleich die Latte dieselbe und vor allem gleich

breit geblieben ist; aber die zur richtigen Ausführung nötige Aufmerksamkeit wird abgelenkt durch die Angst und Furcht, zu fallen. Es könnte jeder auch über die Dächer gehen, wenn sie auf ebener Erde ständen. Der Nachtwandler wird nun durch Ablenkungen nicht gestört, solange er nicht erwacht. Tritt Erwachen ein, dann kommt ihm auch die Erkenntnis der Gefahr, er erschrickt, verliert das Gleichgewicht, und oft ist ein Sturz in die Tiefe die Folge.

Nicht nur körperlich schwierige Leistungen vollbringen die Nachtwandler, sondern auch solche auf geistigem Gebiete. Dr. Fındch berichtet folgenden Fall. Ein Rechtsanwalt hatte in einer schwierigen Rechtsangelegenheit ein Gutachten abzugeben. Nachdem er einige Tage lang darüber nachgegrübelt hatte, bemerkte seine Frau, daß er sich in der Nacht vom Lager erhob und an seinem Schreibtisch längere Zeit schrieb. Dann ging er wieder zu Bett. Am anderen Morgen erzählte er seiner Frau, er habe nachts im Traume das Gutachten in einer äußerst klaren Weise erledigt; leider sei aber dessen Inhalt seinem Gedächtnis vollkommen entschwunden. Zu seinem großen Erstaunen fand er, von seiner Gattin zum Schreibtisch geführt, dasselbe dort geschrieben vor. Es erwies sich als durchaus sachgemäß und klar abgefaßt.

Im allgemeinen ist das Nachtwandeln als ein krankhaftes Träumen aufzufassen. Die davon befallenen Personen sind meist nervös belastet. Die Hauptmittel dagegen sind: Abends recht zeitig und wenig essen, die ganze Nacht hindurch in frischer, kühler Luft schlafen. Das Bett sei nicht zu dick und warm; Woll- und Steppdecken sind besser als Federbetten. Dr. Th.

Gesellschaftsspiele der Kaiserin Eugenie. — Um die Langweile fernzuhalten, vergnügte sich öfters abends die Gesellschaft der Kaiserin bei allerlei Gesellschaftsspielen. Die anwesenden Personen bildeten einen großen Kreis; darauf legte jeder die Hände auf eine Schnur, die rund um den Kreis lief, und zwei Personen, die in des Kreises Mitte standen, bemühten sich, den Händen, die die Schnur hielten, einen Klaps zu geben. Die Hände mußten durch rasche Bewegungen dem zu entgehen suchen, durften aber die Schnur nicht loslassen. Da regnete

es Hiebe. Die Kaiserin gab und empfing recht kräftige und lachte dabei auf wie ein vom Schulzwang befreites Pensionsmädel.

Die Damen zogen sich dann in ein besonderes Zimmer zurück und bewaffneten sich mit gefalteten Servietten, deren Enden in der Hand vereint waren; die Serviette bildete so eine Art Waffe, mit der man ziemlich stark zuschlagen konnte. Jede Dame wählte sich einen Herrn, aber so, daß kein Herr wußte, welche Dame ihn gewählt hatte. Nachdem das alles verabredet war, traten die Herren einzeln ins Damenzimmer, und jeder mußte eine Dame begrüßen. Hatte er das Glück, die Dame, die ihn gewählt hatte, zu treffen, so durfte er in der Gesellschaft der Dame bleiben. Wenn er aber daneben riet, fielen sofort sämtliche Damen über ihn her und prügelten ihn mit den Servietten so lange, bis er fluchtartig den Salon verlassen hatte. Den Kaiser Napoleon sah man einmal, von den Damen verfolgt, über Stühle und Tische springen, und der deutsche Gesandte Graf Haxfeld der ebenfalls falsch begrüßte, bekam die schönsten Schläge.

Die Kaiserin zeigte sich bei diesem Spiele ungemein ausgelassen, sie schlug nach rechts und links, kämpfte, lief, schrie und hatte rein gar nichts von der Majestät einer Kaiserin. C. I.

Der Weg im Wege. — Bei Naturvölkern, die busch- und waldreiche Gebiete bewohnen, ist der „Gänsemarsch“ allgemein üblich, da hierbei der schmale, von dem Vordermann getretene Pfad am besten vom Hintermann ausgenützt wird. In Amerika war die „Indianerreihe“ wohl bekannt, und wenn die Indianer in die Städte kamen, so taten sie es nicht anders als im Gänsemarsch, was auf den breiten Straßen sich recht wunderbar ausnahm.

Der Gänsemarsch ist auch den Eingeborenen im Bismarckarchipel in Fleisch und Blut übergegangen, und sie halten an ihm fest, selbst wenn die deutsche Regierung Straßen bauen läßt, worüber neulich der Südseeforscher Dr. G. Friederici berichtete. Jedem Besucher von Neu-Mecklenburg fallen die prachtvollen Straßen auf, die im nördlichen Teil der Insel angelegt worden sind und peinlich sauber gehalten werden.

Aber auf diesen häufig schnurgeraden Straßen kann man einen ganz schmalen Pfad innerhalb des breiten Weges sehen, der im Gegensatz zu diesem in geradezu lächerlicher Weise sich in Zickzack- und Schlangenlinien dahinwindet. Das ist der Weg im Wege, der Pfad der Kanaken, die, ihren Urwaldgewohnheiten getreu, auch auf diesen breiten Straßen einer hinter dem anderen gehen, die tadellos Vordermann halten, aber nicht geradeaus marschieren können. v. J.

Eine amtliche Korrespondenz. — Bei den nassauischen Behörden war um die Mitte der vierziger Jahre ein Verkehrston üblich, dessen wohlthuende Sachlichkeit und Kürze mit dem berücktigten „Amtsdeutsch“ nichts zu tun hatte.

So handelte es sich einmal um die Beschwerde eines Herborner Fabrikanten, der einen Dorfschulzen für einen Radbruch wegen schlechter Beschaffenheit des Weges haftbar machen wollte. Auf Grund der Beschwerde erließ der in der Sache tätige Amtmann Knisel in G. folgende Verfügung:

„Der Schultheiß Weyl zu Schönbach hat innerhalb acht Tagen auf seine Kosten dem p. p. Kempf ein neues Wagenrad machen zu lassen, außerdem hat er eine Strafe von drei Gulden zu zahlen. Herzogliches Amt: Knisel.“

Der Schultheiß erwiderte auf demselben Schriftstück: „Ich lasse das Rad dem Kempf nicht machen und bezahle auch keine Strafe. Weyl, Schultheiß.“

Der Amtmann: „Wieso? Knisel.“

Der Schultheiß: „Bei der Einteilung der Wege wollte ich den Weg nach Amdorf als Vizinalweg gebaut haben, der damalige Amtmann hat aber kurzweg entschieden, daß ein Verbindungsweg genügt. Weyl, Schultheiß.“

Der Amtmann: „Was war das für ein Amtmann? Knisel.“

Der Schultheiß: „Der Amtmann hieß Knisel. Weyl, Schultheiß.“

Der Amtmann: „Sie brauchen dem Kempf das Rad nicht machen zu lassen. Die Strafe ist erlassen. Knisel.“ O. v. B.

Verausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von

Theodor Freund in Stuttgart,

in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien. .

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein blendend schöner Teint. – Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.



Nasenformer „Zello“

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ansehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche bei mir zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 5 Wochen erzielt. Mit meinem orthopädischen Nasenformer „ZELLO“ können alle Nasenfehler beseitigt werden, mit Ausnahme der Knochenfehler. Preis einfach M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, mit Kautschuk M. 7.— (Nachbestellungen von Prinzessinnen und höchsten Herrschaften.) + 25000 Stück im Gebrauch. + Spezialist L. M. BAGINSKI, BERLIN 119, Winterfeldstraße 34.

Können Sie das zeichnen ? -

Versuchen Sie es, so gut es geht, und schicken Sie uns die Zeichnung mit Ihrer genauen Adresse ein! Wir werden Ihnen dann kostenlos unsere Broschüre „Aussichtsreiche Zukunft“, die für Sie von größtem Interesse sein dürfte, zusenden und Ihnen mitteilen, ob Sie zum Zeichnen Talent haben oder nicht. Aber auch, wenn Sie glauben, talentlos zu sein, machen Sie, Herr oder Dame, jung oder alt, den Versuch, unsere Vorlage nachzuzeichnen, denn in unserer Broschüre wollen wir Ihnen Wege zu künstlerischen und praktischen Erfolgen weisen, über die Sie erstaunt sein werden. Wir wissen aus Erfahrung, daß oft gerade da ein Talent schlummert, wo es niemand ahnt. Erfolg im Zeichnen aber heißt, seine Lebenslage verbessern!

Zögern Sie deshalb nicht, wo es sich vielleicht um eine aussichtsreiche Zukunft für Sie handelt und senden Sie uns noch heute Ihre Zeichnung ein! Adressieren Sie Ihren Brief genau wie folgt: Mal- und Zeichen-Unter-richt G. m. b. H., Dept. 149, Berlin W. 9.



„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
 sofort gerade Haltung ohne Be-
 schwerde u. erweitert die Brust!
 Beste Erfindung feine gesunde militärische Haltung.
 Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Mass-
 ang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter
 den Armen gemessen. Für Damen ausserdem
 Taillenweite. Bei Nichtkonventionen Gold zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Kriegsbilder aus Bonape.

Erlebnisse eines Seeoffiziers im Auf-
 stand auf den Karolinen. Von Edgar
 Freiherr Spiegel von und zu Pöckelsheim, Oberleutnant zur See. Mit
 einem Titelbild, 38 Textillustrationen und 3 Karten. Elegant gebunden
 4 Mark.

Diese Kriegsbilder aus Bonape, dem Schauplatz des großen Karolinen-
 Aufstandes von 19.0/1911, bilden einen hochinteressanten und bedeutungsvollen
 Abschnitt unserer Kolonialgeschichte. Der Verfasser schildert seine Erlebnisse
 und die Wunder der Tropennatur mit großer Ursprünglichkeit, und diese
 wirkt auf den Leser ebenso anziehend, wie der seine, angenehme Ton der
 Erzählung, die ein echtes schriftstellerisches Talent erkennen läßt. Das mit
 Bildern und Karten ausgestattete Buch ist eine wertvolle Gabe für alle
 Kolonialinteressenten.

Und sehet ihr nicht das Leben ein . . .

Ein Erzählung aus
 den deutschen Be-
 freiungskriegen. Von Wilhelm Arminius. Mit einem Titelbild
 und 28 Textillustrationen von Theo-
 dor Rocholl. Elegant gebunden
 4 Mark 50 Pf.



Das deutsche Volk rüstet sich
 zur 100jährigen Erinnerungsfest der
 großen Ereignisse von 1813/1815. Auch
 die Jugend wird daran teilnehmen
 mit der nur ihr eigenen Begeiste-
 rung. Sie in die Zeit der Erhebung
 Deutschlands gegen die Fremdherr-
 schaft hinein zu versetzen, ihr am
 Menschenschicksal das Verständnis der
 Vergangenheit zu erleichtern, sie mit-
 fühlen und im Geiste mitkämpfen zu
 lassen in dem großen Völkerringen
 und damit deutsches Bewußtsein und
 deutsche Tatkraft in die Herzen derer
 zu pflanzen, denen die Zukunft unseres
 Vaterlandes gehört, ist der Zweck der
 obigen Erzählung, die eine der schön-
 sten Gaben des bekannten Verfassers
 genannt werden darf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Stanford University Libraries

[illegible]

Herr E
schreibt:
die mir je
sind, ist
beste geg
den des
ung, K
Glie
ist e
und
nicht

